

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 40629, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46.
Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die vierspaltige Pettizelle oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 109.

Montag, den 13. Mai 1907.

14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Patriotismus und Sozialismus.

(Schluß.)

Da die Gegensätze der Nationen nicht in der Bösartigkeit einer einzelnen Nation entspringen, sondern durch Bestrebungen erzeugt werden, die in jeder von ihnen zu finden sind, können auch diese Gegensätze und die durch sie hervorgerufenen Rüstungen und Kriegsgefahren nur bekämpft, vermindert und verhindert werden auf internationaler Ebene, durch eine Aktion, die von allen Nationen getragen wird. Es wäre indes eine Illusion, von den herrschenden Mächten diese internationale Aktion zu erwarten. Nicht etwa, weil ihr Ziel technisch unmöglich oder politisch verfehlt wäre. Wenn die Regierungen wollten, könnten sie abrufen. Wo ein Wille ist, findet man auch einen Weg. Aber sie lehnen die Abrüstung ab, weil ihr Interesse eine Politik erfordert, die die Gefahr feindlicher Zusammenstöße herbeiführt und sie daher drängt, sich dazu möglichst gut zu wappnen.

Hier wie auf allen Gebieten, wo Großes geleistet werden kann, wo Wohlstand und Kultur auf dem Spiele stehen, verhalten sich die herrschenden Klassen — den deutschen Reichskanzler an der Spitze — darauf positiv zu wirken. Sie überlassen die positive Arbeit einfach der Sozialdemokratie, und die ist unermüdet mit ihr beschäftigt.

In der Tat, kann es positiver Arbeit geben, als die Bekämpfung des Militarismus? Wenn die Sozialreform immer mehr stockt, wenn selbst Kulturarbeiten immer mehr vernachlässigt werden, die mit den Interessen des Kapitals in keinem Widerspruch stehen; wenn das Volksschulwesen miserabel ist, die Speisung hungeriger Schulkinder auf unüberwindliche Hindernisse stößt, das Spitalwesen gänzlich unzureichend bleibt, die öffentlichen Verkehrsmittel, Post, Telegraph, Eisenbahnen, Kanäle, Straßen, nicht genügend ausgebaut und verbilligt werden, wenn die Lebensmittel des Volkes nicht bloß durch Schutzölle, sondern auch durch Finanzölle verteuert werden — siehe z. B. den Kaffeezoll — so wird dieser ganze Mangel an fruchtbarer positiver Arbeit durch nichts anderes erzeugt, als durch den Militarismus, der, mit dem Kapitalismus sehr innig und untrennlich verwachsen, dessen Verheerungen am Volkskörper durch seine ungeheuren Ansprüche noch enorm steigert.

Eine der unerlässlichsten Vorbedingungen jeder wahrhaft positiven Arbeit in der Gesetzgebung ist die erfolgreiche Bekämpfung des Militarismus. Die einzige Partei, die sie leisten will und leisten kann, ist die internationale Sozialdemokratie.

Aber ihre internationale Aktion kann, so paradox das klingen mag, nur in der Form einer nationalen Aktion geführt werden.

Charity begins at home, Wohlthun beginnt zu Hause, sagt ein englisches Sprichwort. So beginnt auch der Kampf gegen den Militarismus in jedem Lande als Kampf gegen den Militarismus der eigenen Regierung, und nur in dieser Weise kann er erfolgreich geführt werden. Es wäre ganz sinnlos, wollte die deutsche Sozialdemokratie den Militarismus in England und Frankreich, wollten die französischen und englischen Sozialisten den Militarismus in Deutschland bekämpfen. Man nimmt den Kampf mit dem Feinde dort auf, wo man ihn trifft, wo man ihn schlagen kann, nicht dort, wo er unerreichbar ist.

Es wäre aber nicht bloß sinnlos, es wäre geradezu zweckwidrig, wollten die Sozialdemokraten eines Landes die Wucht ihres Angriffs nicht gegen den eigenen, sondern gegen den fremden Militarismus richten. Sie erreichten damit das Gegenteil ihrer Absicht, sie arbeiteten für die Stärkung des Militarismus, denn gerade aus dem Hinweis auf die Rüstungen der Nachbarn zieht dieser seine Kraft. Je mehr man sich über die kriegerischen Absichten und Rüstungen der anderen entrüstet, desto mehr schwächt man die Wucht des Angriffs gegen den Militarismus im eigenen Lande, also dort, wo man ihn erreichen kann, desto mehr schwächt man aber auch die Wucht des Angriffs gegen ihn bei den Nachbarn.

Je energischer z. B. die deutschen Sozialdemokraten den deutschen Militarismus und seine Quelle, den bürgerlichen Patriotismus, bekämpfen, desto mehr erleichtern sie den gleichen Kampf auch den Sozialisten Frankreichs und Englands. Dagegen würde jede, aus irgendwelchen taktischen oder agitatorischen oder sonstigen Rücksichten vollzogene Konzession der deutschen Sozialdemokratie an den bürgerlichen Patriotismus sofort den Sozialisten Englands und Frankreichs den Kampf gegen Militarismus und Chauvinismus unendlich erschweren; sie würde geradezu die Gegner Deutschlands stärken, damit rückwärtend die deutschen bürgerlichen Patrioten zu vermehrt-

ten Rüstungen anstacheln, und so in doppelter Weise die Interessen des deutschen Volkes empfindlich schädigen.

Daselbe gilt natürlich auch von jeder Konzession an den bürgerlichen Patriotismus und den Militarismus, die die Sozialisten Englands oder Frankreichs machen würden. Sie würden den Gegnern Englands und Frankreichs in Deutschland damit den größten Dienst erweisen und die Kriegsrüstung Deutschlands energisch fördern.

So ist es zu verstehen, daß die Agitation und Aktion gegen den Militarismus eine internationale sein muß und doch nur eine nationale sein kann. Jedes Volk kann wirksam nur seinen eigenen Militarismus bekämpfen; aber es ist auch nur dann möglich, den Kampf gegen ihn wirksam zu führen, wenn man ihm gleichzeitig bei allen größeren Kulturvölkern mit gleicher Energie entgegentritt; und je energischer der Widerstand, auf den er in dem einen Lande stößt, desto größer auch der Widerstand, den er in den andern Ländern findet. So hängen nationale und internationale Bekämpfung des Militarismus aufs engste miteinander zusammen.

In dieser Internationalität liegt aber auch die Gewähr, daß der Kampf der Sozialdemokratie gegen den Militarismus nie dahin führen wird, das eigene Volk zur Wehrlosigkeit einem gerüsteten Nachbarn gegenüber zu verurteilen. Wir haben schon gesehen, daß die Gegensätze aufgehört hätten, die im 19. Jahrhundert noch manche freiheitlichen Völker zwingen konnten, ihren Nachbarn kriegerisch entgegenzutreten; wir haben gesehen, daß der heutige Militarismus auch nicht im entferntesten mehr der Verfechtung wichtiger Volksinteressen, sondern nur der Verfechtung des Profits gilt; nicht der Sicherstellung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des eigenen Volkstums, das niemand bedroht, sondern nur der Sicherstellung und Erweiterung der überseeischen Eroberungen, die bloß der Förderung des kapitalistischen Profits dienen. Die heutigen Gegensätze der Staaten können keinen Krieg mehr bringen, dem der proletarische Patriotismus nicht aufs entschiedenste zu widerstreben hätte.

Wir haben ferner gesehen, daß in Fällen, wo auch der proletarische Patriotismus die Verteidigung der Nation gebieterisch erfordert, er gerade das kraftvollste Mittel dazu ergreift, die Bewaffnung des gesamten Volkes, ein Mittel, das noch 1870 in Frankreich, wie wir schon gezeigt, wirksamer gegen die feindliche Invasion wirkte, als die stehende Armee, obwohl es von der bürgerlichen Regierung nur zaghaft und unvollkommen angewendet wurde und die Volksbewaffnung ein zur Wehrhaftigkeit unvorbereitetes, ja systematisch der Wehrhaftigkeit entwöhntes Volk traf. Der proletarische Patriotismus bedeutet nichts weniger, als Wehrlosigkeit des Volkes.

Wir sehen aber jetzt auch, daß, dank dem internationalen Charakter der Sozialdemokratie und ihres Kampfes gegen den Militarismus alle wie immer gearteten Veränderungen der Wehrhaftigkeit des Volkes, die aus diesem Kampfe entspringen, die großen Nationen Europas gleichzeitig treffen, bei denen allen heute die Sozialdemokratie annähernd die gleiche Kraft und den gleichen Einfluß erlangt hat.

Noch ist die Sozialdemokratie nirgends stark genug, eine Einschränkung der Rüstungen zu erzwingen; immerhin schon stark genug, den Regierungen ein Grauen vor dem Kriege aufzudrängen, hinter dem sie die Revolution auflockern sehen. Auch das ist schon ein enormer Gewinn. Wird die Sozialdemokratie aber einmal stark genug in irgendeinem Lande, den Militarlasten energisch zu Leibe zu rücken, sie soweit zu reduzieren, daß erhebliche Mittel zu Zwecken der Kultur und speziell der Sozialreform frei werden, dann dürfen wir überzeugt sein, daß sie in allen Ländern der modernen Kultur stark genug ist, das Beispiel des einen Staates unwiderstehlich zu machen, daß dann alle nachfolgen müssen.

Gelangt aber die Sozialdemokratie zum völligen Siege, dann reißt sie auch alle Schranken nieder, die heute die Nationen trennen, dann eröffnet sie eine Ära vollster Freiheit des internationalen Verkehrs, eine Ära, in der Wohlfahrt und Kultur für alle Nationen durch friedliches Zusammenwirken aller gesichert wird, jegliche Ausbeutung, nicht nur die der Proletarier durch die Kapitalisten, sondern auch die der armen und agrarischen Völker durch die reichen und industriellen ein Ende hat und alle sozialen und nationalen Gegensätze aufhören. Dann verschwindet jede Kriegursache, jede Kriegsgefahr, jede Notwendigkeit zur Kriegsrüstung. Dann wird der proletarische Patriotismus seine schönsten Triumphe feiern im fröhlichen Gedenken des Volkes, dann hat der fuchswürdige bürgerliche Patriotismus sein Ende erreicht, jener Patriotismus, der nicht nach der Wohlfahrt der Völker strebt, dessen herrschende Leidenschaft der Drang nach Profit ist, der seine geschichtliche Aufgabe darin sieht, um des Profits willen die Massen des Volkes zu verelenden und zur Schlachtbank zu führen. Es gibt kein Glück und kein Gedeihen für die Völker, ehe nicht dieser Art Patriotismus für immer ein Ende bereitet wird.

K. K.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Der Reichstag, dessen Mitglieder sich zum großen Teil — natürlich, nachdem sie sich eingetragen und durch ihren Diätenanspruch gesichert hatten — nach dem Spreewald und sonstwohin zerstreut hatten (es wurden ja nur Arbeiterangelegenheiten verhandelt), erledigte am Sonnabend zunächst im Handumdrehen eine stattliche Reihe von Dingen von Vorlagen, und beriet dann die Interpellationen des Zentrums und unserer Fraktion über die Grubenkatastrophen. Was der Zentrumsmann Giesberts sagte, hatte Hand und Fuß; ist nur schade, daß die Laten seiner Fraktion in so häßlichem Gegensatz zu ihren Worten stehen. Genosse Sachse leuchtete mit kritischer Lampe in die finsternen Gänge, in denen Schlamperel, Bürokratismus, Fiskalismus, Nepotismus haufen. Es fehlt nicht an bergpolizeilichen Vorschriften; aber sie fristen auf dem Papier ein beschauliches Dasein und in der Praxis herrscht die Gewinnlust des Fiskus und der Syndikate. Graf Posadowsky erging sich in allgemeinen Betrachtungen und überließ die spezielle Beantwortung einzelstaatlichen Vertretern. Sie war danach. Wenig belangreich war auch die Debatte. Konservative und Nationalliberale wollen die Entscheidung über das Schicksal der Bergarbeiter dem preussischen Landtagsparlament vorbehalten. Dagegen sprach der christlich-sozialer Arbeiterführer Behrens leidlich kräftig und der Hottentottenhäuptling von Königsberg Gyppling einigermassen leidlich. Am Montag beginnt der Komödie letzter Akt, die dritte Etatslesung. Da wird selbst die Durchpeitschung zweiter Lesung übertroffen werden.

Die „jungen Politiker“ gegen den grauen Sänder. Die „jungen Politiker“ der „Deutschen Tageszeitung“ beantworteten die Zurechtweisung ihres Freundes Kardorff wie folgt:

Der Hinweis auf sein hohes Lebensalter und seine politische Vergangenheit gehört zu den Gepflogenheiten der Kardorffschen Polemik. Durch die öftere Wiederholung verliert ein solcher Hinweis auch bei denen an Wert, die den unleugbaren Verdiensten des Herrn v. Kardorff mit uns volle Anerkennung zollen. Das an Erfahrungen reiche hohe Lebensalter hat gewiß besonderen Anspruch, beachtet zu werden; freilich wächst auch mit dem Alter die Gefahr der Versteifung auf einen Gedanken und der Unbelehrbarkeit. Im übrigen ist die Betonung des hohen Lebensalters Männern gegenüber wenig angebracht, die selbst schon die Höhe des Lebens beinahe überschritten haben und im politischen Kampfe ergraut sind. Was endlich die „staatsmännischen Leistungen“ anlangt, so ist es fraglich, ob es angenehmer sei, wenn diese Leistungen ganz der Vergangenheit angehören oder wenn sie noch im Schoße der Zukunft liegen.

Das ist viel Gift in wenigen Sätzen. Die „Deutsche Tageszeitung“ pflegt eine Art Registratur für Notizen zu sein, die von gelegentlichen Meinungsverschiedenheiten in der Sozialdemokratie Zeugnis ablegen. Darum registrieren wir mit besonderem Vergnügen diesen Austausch von Schmeicheleien im Lager agrarischen Schnapphähne.

Der Heimarbeiterzucht soll, wenn es nach dem Sinne eines Teils der beteiligten Unternehmer geht, nur eine Halbheit werden. Sie fürchten, daß schon das zaghafte Vorgehen der Regierung auf diesem wichtigen Gebiete zuviel des Schutzes für die meistausgebeutete aller Arbeiterkategorien bringen könne und versuchen, nach Kräften zu bremsen. In diesem Sinne haben der Zentralausschuß Berliner kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Vereine und der Verein Berliner Kaufleute und Industrieller folgende Beschlüsse gefaßt:

1. die Verpflichtung der Arbeitgeber, für Zwecke der Aufsicht, Versicherung und Statistik über die von ihnen unmittelbar beschäftigten Zwischenmeister, Hausgewerbetreibende oder Heimarbeiter einen fortlaufenden Nachweis zu führen, wird ausdrücklich als Vorbedingung und Grundlage aller Reformen anerkannt.
2. Einer Vorschrift, nach welcher die Lohnbedingungen vor Aushändigung der Arbeit schriftlich festzusetzen sind, stehen erhebliche Bedenken nicht im Wege.
3. Die Ausdehnung der Zwangsversicherung auf die Heimarbeiter, sowie die Errichtung von Auskunftsstellen und Arbeitsnachweisen ist wünschenswert.
4. Auf das nachdrücklichste wird vor einer Verallgemeinerung aller Maßregeln gewarnt, welche die Verschiedenheiten in den einzelnen Orten oder Betriebszweigen unberücksichtigt lassen würden.
5. Soweit Maßregeln über die vorstehend aufgeführten Punkte hinaus ergriffen werden sollen, kann dies nur durch Spezialgesetze oder Verordnungen geschehen.
6. Reformversuche, die die Existenzmöglichkeit für Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Frage stellen würden, und

Die vitalsten Lebensinteressen der unteren Volksschichten gefährden und schließlich untergraben müßten, sind entschlossen zu verwerfen; so gibt allein die Berliner Heimindustrie bei einem Jahresumsatz von 600 Millionen Mark 120 000 Menschen Beschäftigung und Unterhalt.

7. Vor Einführung gesetzgeberischer Maßnahmen ist es notwendig, die von der Regierung in die Wege geleitete Beschaffung authentischer Materials über die Lage der Heimarbeiter abzuwarten und die Resultate der Enquete der beteiligten Kreise zur Beratung vorzulegen.

Die „Pachtung“. Der japanische Volschaffter in Paris, Kurino, hat in seinen Äußerungen über das französisch-japanische Abkommen auch über Deutschlands Stellung in Pachtung gesprochen. Er führte aus:

„Niemand wird durch unsere mit Frankreich und Rußland abzuschließenden Garantieverträge bedroht. Wir wären, günstige Anerbieten vorausgesetzt, geneigt, mit den Vereinigten Staaten ein analoges Abkommen zu treffen. Dagegen hätte ein Garantievertrag mit Deutschland keine Grundlage, weil ja Deutschland nur Pächter, nicht Eigentümer in Ostasien ist. Wir wollen in China das Prinzip der offenen Tür aufrecht erhalten. Alle Mächte sollen gleiche Aussicht haben, ihre Handelsbeziehungen mit China zu erweitern. Sogenannte Einflusssphären soll es in China nicht geben, darin stimmen wir vollkommen mit Frankreich überein. Wir Japaner versprechen uns von den regeren Handelsbeziehungen mit den englischen und französischen Kolonien große Vorteile. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß eine erhebliche Auswanderung von Japanern nach Indochina in unserer Absicht lag oder liegt. Uns genügt der Reiz, den wir von dort holen; für unsere Rasse taugt das dortige Klima nicht.“

Im offiziellen Deutschland hat man von der „Pachtung“ andere Auffassungen. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die „Sonnenperle“ nicht nur Millionen verschlingt, sondern Deutschlands Stellung in China nur erschwert.

Die Reichsregierung hat gegen das Urteil der Disziplinarkammer in Sachen Puttkamer Berufung eingelegt.

Schweden.

Auch eine Wahlrechtsreform. Die Zweite Kammer hat mit 122 gegen 105 Stimmen den Gesetzentwurf der Regierung betr. die Abänderung des Wahlrechts angenommen, mit einigen Zusätzen, die teils auf Bewilligung von Stäten für die Mitglieder der ersten Kammer hinausgehen, teils auf Herabsetzung des für die Ausübung des Wahlrechts zur ersten Kammer bestehenden Zensus von 4000 Kronen auf 2000 Kronen Einkommen. Dieser Beschluß unterscheidet sich von dem vorher von der ersten Kammer angenommenen nur dadurch, daß die erste Kammer eine Herabsetzung des Zensus für die Ausübung des Wahlrechts zur ersten Kammer nicht beschlossen hat. Man nimmt an, daß die definitive Lösung in einem Vermittlungsvorschlag gefunden werden wird, den beide Kammern annehmen und in dem der in Frage kommende Zensus auf 3000 Kronen festgesetzt werden wird.

Spanien.

Amnestie. Der junge König von Spanien, der sonst noch keine Gelegenheit gehabt hat, weltgeschichtliche Taten zu tun, hat das freudige Ereignis, daß er zum ersten Male Vater geworden ist und noch dazu eines Sohnes, benutzt, um eine Amnestie zu erlassen. Außer anderen Verurteilten sind nun auch acht zum Tode Verurteilte begnadigt worden.

Marokko.

Marrakech von Unruhrern besetzt. Das Ministerium des Auswärtigen in Paris erhielt ein Telegramm aus Marrakech, in dem es heißt, der Kreuzer „Jeanne d'Arc“ habe mittels drahtloser Telegraphie an den Kreuzer „Lalande“ die Nachricht gegeben, daß der Sturm der Reihanna sich der Stadt Marrakech bemächtigt hätte und die Europäer, ausgenommen die Deutschen, nach der Küste abgegangen wären. Die Nachricht bedarf noch der Bestätigung. — Nach einem Telegramm der „Exchange Telegraph Comp.“ haben die Deutschen und französischen Einwohner Marrakech verlassen mit Ausnahme von zwei Deutschen.

Deutscher Reichstag.

Originalbericht des „Lübecker Volksbote.“

Berlin, den 11. Mai 1907.

51. Sitzung, Vormittags 11 Uhr.

Am Bundesratsstische: Graf v. Posadowsky, Braetke, v. Tschirich.

Auf der Tagesordnung stehen zunächst Rechnungssachen. Sie werden debattelos der Rechnungskommission überwiesen.

Es folgt die erste und zweite Beratung des Weltpostvertrages nebst Schlussprotokoll. — Die Vorlage wird ohne wesentliche Debatte angenommen.

In der dritten Beratung wird die Übereinkunft zwischen Deutschland und Frankreich betr. den Schutz von Werken der Literatur und Kultur und an Photographien debattelos angenommen.

Es folgt die erste Beratung der Zusatzvereinbarung zum Handels- und Schiffsverkehrsvertrage zwischen dem Deutschen Reich und der Türkei vom 26. August 1890.

Staatssekretär v. Tschirich gibt einen Überblick über den Verlauf der Verhandlung.

Das Übereinkommen wird in erster und zweiter Lesung debattelos angenommen.

Es folgen die Interpellationen des Zentrums und der Sozialdemokratie über die Ursachen des Grubenunglücks in Klein-Rosseln. Die sozialdemokratische Interpellation fordert Auskunft über die event. beschleunigten Maßnahmen zur Verhütung von Grubenkatastrophen.

Wiesberts (Z) begründet die Zentrumsinterpellation. Bei wirklicher Durchführung der bergpolizeilichen Bestimmungen dürfen Kohlenexplosionen einfach nicht vorkommen. Man behauptet, daß in Klein-Rosseln überhaupt nicht befeuert wurde. (Hört, hört! im Zentr. und bei den Soziald.) Die Arbeiter hegen den Verdacht, daß die Einzelstaaten aus politischen Interessen das Reich von jedem Einfluß auf die Unfallverhütungsvorschriften und ihrer Kontrolle fernhalten.

Die Ausführungen des Handelsministers Delbrück im Abgeordnetenhause vom 28. April enthalten eigentlich eine vollständige Baukontrollverordnung der preussischen Grubenkontrolle. — Sie zeigen deutlich die Notwendigkeit von Arbeiterkontrollen. — In Elsaß-Lothringen hat bis 1908 nicht eine einzige Knappschaftskasse existiert. (Hört, hört! i. Zentr.) Durch Wohlhabensmaßnahmen sucht man die Arbeiter zu ködern und ihr Interesse von der Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen abzulenken. Ausländer, die sich den christlichen Organisationen anschließen, werden ausgewiesen. Die Bergarbeiter verlangen die geheime Wahl der Knappschaftsältesten und Errichtung von Knappschaftskassen mit rückwirkender Kraft. (Bravo im Zentr.)

Sache (Sd): In erschreckender Weise mehren sich die Bergkatastrophen. Trotzdem geben weder das Reich noch Preußen unserem Verlangen nach Arbeiterkontrollen Folge. Während die Zahl der durch Arbeiter verursachten Unfälle zurückgegangen ist, ist die Zahl der durch die Gefährlichkeit der Betriebe herbeigeführten Katastrophen in erschreckendem Maße gestiegen. (Hört! hört! bei den Soz.) Auf dem Papier sind bergbaupolizeiliche Vorschriften in Hülle und Fülle vorhanden; aber eben auch nur auf dem Papier. — Der Borussia-Prozess, bei dem der Staatsanwalt sich in der Rolle des Verteidigers gefiel (Sehr gut! bei den Soz.), hat eine Anzahl Mißstände enthüllt. Der Bergarbeiterschutz in Deutschland steht weit hinter dem österreichischen zurück. Statt der 60-tägigen Arbeitszeit bei Temperaturen über 28 Grad herrscht vielfach dort noch die 12-tägige. (Hört! hört! bei den Soz.) Der Gesundheitsbeirat steht ebenfalls nur auf dem Papier. Machen Arbeiter auf geschwundene Mißstände aufmerksam, so fliegen sie hinaus. (Hört! hört! bei den Soz.) Die Arbeiteraussschüsse sind zu völliger Bedeutungslosigkeit verurteilt. Nur wenn die Vertrauensmänner und Ausschussmitglieder vom Staate besoldet werden, wird man unabhängige Ausschüsse haben. (Zustimmung bei den Soziald.) Neulich hat der Arbeiteraussschuß der Zeche „Deutscher Kaiser“ die Ausführungen bestritten, die der Kollege Dengsbach hier über die dortigen Wohnungsverhältnisse gemacht hat. Jetzt haben Arbeiter der Zeche in „Bergknappen“ ausgeführt, daß alles wahr sei, was der Koll. Dengsbach vorgebracht hat und daß die Mitglieder des Arbeiteraussschusses kein Vertrauen verdienen, weil sie sich zu solchen Menschenheiten hergegeben haben. — Bei Prozessen wegen Grubenkatastrophen geht es so, wie bei Prozessen gegen die Ausschreitungen von Streikbrechern. Es finden sich nie die nötigen Zeugen. (Hört, hört! b. d. Soz.) Auch bei dem Unglück auf der Grube Keden kennt man die Ursachen des Unglücks nicht. Man würde vielleicht die Ursachen entdecken, wenn man die Winke beachten wollte, welche von Arbeitern gegeben worden sind. (Sehr wahr! b. d. Soz.) — Viel Aufheben ist von den Ordensverleihungen gemacht worden, die für Hülfeleistungen erteilt worden sind. U. a. hat der Mann einen Orden bekommen, der die Wende des prinziplichen Wagens hielt, als ein Prinz die Unglücksstätte besuchte. (Weiter! b. d. Soz.) Ein Mann aber, der allein 42 Leichen zu Tage brachte, erhielt keinen Orden, sondern wurde vielmehr entlassen, weil er dem Bergarbeiterverbande angehörte. (Hört, hört! b. d. Soz.) Im Ruhrgebiet darf das Förderseil höchstens 2 Jahre lang benutzt werden, warum wird in Elsaß-Lothringen nicht dieselbe gesetzliche Vorschrift erlassen? (Sehr richtig! bei den Soz.) Der Obersteiger, der die Schlammeri gebildet hat, ist zu — sage und schreibe — 50 Mark verurteilt worden, während man Arbeiter, durch deren Versehen vielleicht ein Kollege verunglückt ist, auf Monate ins Gefängnis steckt. — Die Klagen des Vorredners über die Knappschaftsvereine waren sehr berechtigt; aber seine Forderung trägt eine gehörige Portion Schuld an diesen Mißständen. Wenn das Zentrum das Vertrauen der Elsaß-Lothringischen Arbeiter wieder gewinnen will, so möge es zunächst einmal den ihm nachstehenden Herrn de Wende in Acht und Bann tun. Dieser hervorragende Sozialpolitiker wirft Leute heraus, die 20 Jahre in keinem Bergwerk tätig gewesen, wenn sie sich der Sozialdemokratie oder dem Bergarbeiterverbande anschließen. (Hört, hört! bei den Soz.) Die Inspektoren müssen intensiver als bisher tätig sein. Man soll ihnen Gehilfen aus den Kreisen der Arbeiter geben. Mit einer derartigen Einrichtung hat man in München bei der Baukontrolle die besten Erfahrungen gemacht. Läßt sich die Regierung auf diese Forderungen nicht ein, so beweist sie damit, daß das Reich gleich Preußen Massenmord und Massenunglücksfälle weiter dulden will. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Staatssekretär Graf Posadowsky beantwortet die Interpellation. Die Erhebungen des preussischen Handelsministers, betreffend die Gewinnung einer Grundlage von neuen Unfallverhütungsvorschriften können frühestens nach drei Monaten beendet sein. Die Berggesetzgebung ist Sache der Landesgesetzgebung. Wenn reichsgesetzliche Vorschriften nicht beachtet worden sind, so ist das sehr bedauerlich; auf der Grube Borussia ist aber nicht gegen reichsgesetzliche Vorschriften verstoßen worden und nach Ansicht des preussischen Handelsministers auch nicht auf der Grube bei Keden. Die Unglücksfälle haben Veranlassung zur Bildung einer besonderen Kommission in Saarbrücken gegeben, zu der auch Arbeiter hinzugezogen worden sind. — Das Reichsversicherungsamt ist damit beschäftigt, die Werke, die es an Sicherheitsmaßnahmen fehlen lassen, in eine höhere Gefahrenklasse zu versetzen. — Nach Ansicht der elsässischen Bergpolizeibehörde und der Bergwerksbesitzer ist die Vorschrift des Gesetzes, Knappschaftskassen einzurichten, nicht obligatorisch gemeint. (Lachen im Zentr. und b. d. Soz.) Jetzt ist aber in Elsaß-Lothringen ein allgemeiner Knappschaftsverein gegründet. — Der Reichsanwalt kann nur einschreiten, wo es sich um Verletzung der Reichsgesetze handelt. (Lachen im Zentr. und links.)

Preuß. Geh.-Rat Metzner sucht die gegen die preussische Regierung erhobenen Vorwürfe zu entkräften.

Elsaß-Lothringischer Unterstaatssekretär Mantel verteidigt mit monotoner, einschläfernder Stimme umfangreiche Aktenstücke.

Auf Antrag Singer (Sd.) wird Besprechung der Interpellation beschlossen.

Dr. Will (Z): Der Reichsanwalt ist für Elsaß-Lothringen verantwortlich, also hat er hier im Reichstage für Elsaß-Lothringische Angelegenheiten Rede und Antwort zu stehen. Schwere Unterlassungssünden sind in Elsaß-Lothringen zu verzeichnen. (Bravo! im Ztr.)

Die Abg. Hausmann (N.) und Hennig (S.) behaupten, daß die Berggesetzgebung den Reichstag nichts angehe.

Behrens (Wirtsch. Bgg.) beklagt die Drangsalierung der Arbeiterorganisationen und verlangt Teilnahme der Arbeiter an der Kontrolle. (Beifall b. d. Wirtsch. Bgg., im Ztr. und links.)

Gyßling (Fp.) verlangt Arbeiterkontrollen und ein Reichsberggesetz. (Bravo! b. d. Freif.)

Ein von allen Fraktionen gestellter Vertagungsantrag wird angenommen.

Nächste Sitzung: Montag 11 Uhr.

Tagesordnung: Handelsabkommen, kleinere Vorlagen, dritte Sitzungsberatung.)

Schluss 4 1/2 Uhr.

Aus Lübeck und Nahbargebieten.

Montag, den 13. Mai.

Zugung von Tischlern, Drechslern, Maschinen- und Hilfsarbeitern nach Lübeck ist strengstens fernzuhalten. Die Streikleitung.

Achtung, Holzarbeiter! Zugung nach Mölln (Lauenburg) ist fernzuhalten.

Travemünde. Gesperret für Bauarbeiter ist das Geschäft von Schermann.

Ein Flugblatt, das den Lügen der vereinigten bürgerlichen Parteien über die Matfeier scharf entgegentritt, wurde am Sonntag morgen von den Genossen mit gewohnter Präzision verbreitet.

Die Holzarbeiter haben am Sonnabendabend in ihrer Versammlung den in Berlin vor dem Einigungsamt zwischen den hiesigen Vertretern der Arbeitnehmer und Arbeitgeber abgeschlossenen Tarif angenommen. Da auch die Arbeitgeber in ihren Versammlungen diesem Vertrag zugestimmt haben, so hängt der Friede im hiesigen Holzgewerbe nur noch davon ab, daß die übrigen Orte auch ihre Zustimmung zu den für sie vor dem Einigungsamt abgeschlossenen Verträgen geben. Die Arbeitsaufnahme erfolgt dann an allen Orten zugleich.

Schmächtige Mut hat die Schreiberseelen der Scharfmacher gepackt, als sie vernahmten, daß die Mat-Ausgesperren die Lügen der vereinigten bürgerlichen Parteien nicht ohne Erwiderung lassen wollten. Der journalistische Hausknecht im Amtsblatt mußte deshalb die Versammlung der Ausgesperren, welche am Sonnabend morgen stattfand, besuchen und darüber folgenden „Bericht“ schreiben:

Aussperrung in der Metallindustrie. Versammelt hatten sich heute früh 8 1/2 Uhr im Vereinshaus die Ausgesperren in der Metallindustrie, um gegen den Inhalt des Flugblattes der bürgerlichen Parteien Stellung zu nehmen. Der Referent Schwachte vor den etwa 500 Erschienenen etwas von Verbredungen der wahren Tatsachen, von Lügen und Verleumdungen. Die Parteilichkeit und die Gewerkschaften seien nicht daran Schuld, daß die Arbeiter in der Metallindustrie wegen der Feier des 1. Mai ausgesperret wären, die Metallindustriellen hätten die Matfeier mit einer Aussperrung beantwortet. (War dies den Arbeitnehmern nicht bekannt?) Jeder Arbeiter hätte bei der Abstimmung, ob am 1. Mai die Arbeit ruhen soll, nach seiner inneren Überzeugung gehandelt. Die bandwurmlangen, aufreizenden Artikel in der sozialdemokratischen Presse über das Nationalfest ließ der Referent merkwürdigerweise ganz unberührt. Weiter versuchte er in leeren Phrasen den Inhalt des Flugblattes zu verbrehen, er bedauerte lebhaft, daß die Arbeiter die Aussperrung ruhig über sich ergehen lassen müßten, daß sie nicht energisch an die Arbeitgeber herantreten könnten, da ihnen durch Statut gleichsam die Hände gebunden wären. Sodann verlas Redner eine Resolution ohne besonderen Inhalt, die auch von der Versammlung angenommen wurde.

Wir enthalten uns jedes Kommentars zu diesem aus geistiger Impotenz und Bosheit zusammengesetzten Gloriat; der Verfasser desselben wird zweifellos entweder in einer Nebenanstalt oder im Reichsverleumdungsverband enden. — Der „Landbote“, das schäbige Organ der Freisinnigen, in dessen Druckerei das Lügenflugblatt hergestellt war, berichtet über die Versammlung der Ausgesperren folgendes:

Die öffentliche Versammlung im Vereinshaus heute morgen war, wie man uns berichtet, von ca. 300 Genossen besucht. Gegen das bürgerliche Flugblatt konnten die Gegner wirklich Durchschlagendes nicht einwenden. Durch einen Redner wurden die Ausweisenden etwa 5 erheitert.

Zweifellos zählt sich der Mann, der Vorstehendes berichtet hat, zu den „Gebildeten“, obwohl er nicht einmal so weit zählen kann, wie das Amtsblatt, dessen Angabe über die Teilnehmerzahl an der Versammlung auch noch um einige Duzend hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Ebenso „zutreffend“, wie die den Lesern vorgeschwindelte Zahl der Versammlungssteilnehmer sind die übrigen Angaben des „Landboten“. Das dürfte genug belügen und eripart uns jede weitere Kritik.

Strassenperre. Wegen vorzunehmender Straßenbauarbeiten ist die Strecke der Bahnhofsstraße, von der Sandstraße bis zur Königstraße, vom 13. Mai bis voraussichtlich 19. Mai zc. für den Fußgängerverkehr gesperrt.

b. Gerichtssaal. Unethischheit, Schamlosigkeit und Zuchtverletzung in dem am Sonnabend vor der Strafammer III zur Rechenschaft gezogenen 16-jährigen Melnerlehrling Schr. Bei der Wwe. Niel in Stellung befindlich, wurde Schr. mehrmals bei seinen Extravaganzen ertrappt, worauf ihm seine Lehrmeisterin die Entlassung ankündigte. Aus Furcht vor Strafe durch seinen Vater erlamm er den Plan, das Haus seiner Dienstgeberin in Brand zu stecken, um so einen guten Grund zu haben, von seiner Stellung entbunden zu sein. Seine Schamlosigkeit offenbarte er dadurch, daß er die Stiefel eines andern Lehrlings anzog, um die Spuren zu vermissen. Aber der zur Auffindung des Täters mit verwendete Polizeihund entdeckte die Spur des Täters, der in die Mädchenkammer geschlichen, dort ein Beil in Brand gesteckt und Petroleum auf die Dielen gegossen hatte. Der in der Schule mit den Mitschülern nicht recht vorwärts gekommene Schr. wird vom Wpsikus als etwas zurückgeblieben bezeichnet. Der Staatsanwalt hält aber die eingangs erwähnten Merkmale eher für vorherrschend und beantragt 6 Monate Gefängnis; der Gerichtshof erkannte auf 4 Monate Gefängnis. — In geheimer Sitzung wurde der ebenfalls erst 16. Lenze zählende Meiereiknecht Ho. von hier wegen Sittlichkeitsverbrechen zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt; der Knecht L. aus Oberbüßau erhält wegen gleichen Verbrechens 9 Monate Zuchthaus.

Das Lügengeudel des Reichsverbandes. Am 1. Mai ist in der Geyerstraße in München bei einer Ausschachtungsarbeit der Arbeiter Wittmann verschüttet und erdrückt worden. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ haben bei der Berichterstattung über diesen traurigen Vorfall die Lüge in die Welt gesetzt, und die „Hamd. Nachr.“ und das sonstige Preßgeudel des Reichslügenverbandes inkl. Amtsblatt haben diese Lüge weiter verbreitet, umherstehende Arbeiter seien aufgefordert worden, sich an den Bergungsarbeiten zu beteiligen, sie hätten dies aber unter dem Hinweis: am 1. Mai arbeiten wir nicht! abgelehnt. Wir haben bereits festgestellt, daß dies eine Unwahrheit und gemeine Verleumdung der Münchener Arbeiter ist. Wahrheit ist dagegen, daß Tiefbauarbeiter der Firma Mühlhofer u. Pfahler, die in der Nähe arbeiteten, rasch hinzueilten, und sich zur Hilfeleistung anboten; ein Schuhmann, der außen postiert war, wies jedoch die Leute schroff zurück mit dem Bemerkten, die Feuerwehr sei da, man brauche niemand. Die „Lübeckischen Anzeigen“ haben es natürlich, wie es von diesem Blatt nicht anders zu erwarten war, verschmäht, von dieser Feststellung Notiz zu nehmen, desgleichen die gesamte im Solde des Reichslügenverbandes stehende Presse. Und diese Lügen

Für die vielen Geschenke und Gratulationen zu unserer Hochzeit sprechen wir allen Verwandten und Bekannten unsern herzlichsten Dank aus.
Max Pries und Frau,
 Elisabeth, geb. Schumann.

Gesucht zum 1. Juli
 eine Zweistubenwohnung
 am liebsten vorm Burgtor. Off. u. B 115 Exp.
 Zu sofort
 ein Arbeitsbursche.
 H. Bado, Stützstraße 128.

Sof. Kaufbursche, Lehrling
 gesucht.
 Frankenthal & Co., Breitestraße 46.

Schuhmachergesellen
 gesucht. Wochentohn 24 Mark.
Hugo Haendler, Breitestraße 95
 Gesucht sofort

jungeres Mädchen
 Breitestraße 24.

Ein Kaufmädchen, nicht unter
 12 Jahren,
 zu sofort gesucht Westhoffstraße 28, pt.

Verloren von einem Kinde ein Portemonaie, Inhalt Mk. 18, von Fackenburg
 Allee bis Sadowastrasse. Abzugeben bei
 Frau S i n k, Klappenstraße 5.

Gefunden in der „Norddeutschen Bierhalle“,
 Johannisstraße 5, ein Messing Schlüssel. Ab-
 zuholen daselbst.

Hochfeine Eierkartoffeln 85 Pfg.
 Täglich frisch gestochenen Spargel.
 Prima Landwurst und Schinken.
H. Westphal, Schwarzen
 Allee 113.

Vereinigte Butterhändler
 von Lübeck und Umgegend.
 Allerfeinste Meiereibutter
 kostet Pfund 1,20 Mark.

Uhrfeder einsetzen 1.50 Mk.
 Taschenuhr reinigen 1.50 Mk.
 1 Jahr Garantie.
Ernst Gentzen, Uhr-
 Rönigstraße 62, b. d. Stützstraße.

Adolf Hübner, Uhrmacher u. Gold-
 arbeit, Fünfhauß 13

Misch-Kaffee
 gutschmeckend und kräftig
 Pfund 60, 80, 90 u. 100 Pfg.
H. Bülck
 Kaffee- und Teehandlung
 Fernspr. 149, Breitestr. 54.

Friedr. Meyer & Comp.

Buchdruckerei — Buchhandlung

Johannisstraße 46 — LÜBECK — Fernspr.: Nr. 926

Anfertigung

von

Plakaten

Broschüren

Flugblättern

Statuten

Mitgliedskarten

Eintrittskarten

Programmen

Festliedern.

Herstellung sämtlicher

■ Buchdruckerarbeiten ■

in ein- u. mehrfarbigem Druck

Für Massenauflagen: Rotationsdruck.

Solide Preise. — Prompte Lieferung.

Verlag des Lübecker Volksboten

Anfertigung

von

Briefbogen

Kouverts

Rechnungen

Quittungen

Mitteilungen

Adresskarten

Zirkularen

Visitenkarten.

Kinderwagen zu verkaufen
 Rosenpforte 5, II., hinten.

Sellerie, Kohl- Ferkel hat zu verkaufen
 pflanzen und
 H. Lange, Mori.

Für Hausstandslumpen 4 Pfg. per Pfund
 aufwärts, für Eisen und Metalle zahle höchste
 Preise. Bitte Postkarte.
 Waisenhoffstraße 25.

„Die Neue Zeit“

Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie.

Unentbehrlich für jeden Arbeiter

ist das

Arbeiter-Hausbuch

Ein Führer durch das öffentliche und
 private Leben des deutschen Arbeiters.

Nachschlagebuch für alle Rechtsfragen, soweit solche den Arbeiter
 als Ehemann, Vater und Bürger betreffen.

Anhang: Rezepte für die Küche. Haus- und Gesundheitspflege.

380 Seiten stark. Preis brochiert Mk. 1.—.

Zu beziehen, durch die

Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.

und deren Kolporteure.

Achtung!
Kohlenarbeiter!

Verammlung

heute Montag, 13. Mai,

abends 8 1/2 Uhr

im Vereinshaus, Johannisstraße 46-52.

Tages-Ordnung:

Jüngere Verbandsangelegenheiten.

Der Vorstand

Wilhelm-Theater.

Dienstag, den 14. Mai, Anfang 7 1/2 Uhr.

6. Abonnements-Vorstellung.

Zum ersten Male wiederholt.

Eine lustige Doppel-Ghe.

Mittwoch: Letzte Aufführung

Gerhart Hauptmann's

Einsame Menschen.

Sonntag und Montag (Fingertage):

Neuestes Sherlock Holmes-Gebäude:

Der Erbe von Baskerville.

Nach Conan Doyle's Detektiv-Roman:

Der Hund von Baskerville.

Frei bearbeitet von Fred Gibson.

Blut und Eisen

Krieg und Kriegerturn in alter und neuer Zeit von **Hugo Schulz.**

Unter diesem Titel erscheint ein neuer Band der von der Buchhandlung Vorwärts her-
 ausgegebenen „Kulturbilder“. In zusammenhängenden historischen Streifzügen zeigt der
 Verfasser, welche Rolle der Krieg im Leben der Kulturmenschen gespielt hat, welche Greuel
 er gestiftet, welche Verwüstungen er angerichtet, aber auch, welche Kräfte er geweckt und in
 welcher Weise er auf die innere Entwicklung der Völker zurückgewirkt hat. Aus der Kriegs-
 geschichte wird sich die Militärgeschichte erschließen, und allenthalben wird der Leser sehen,
 wie sehr auch die Formen des Kriegsführens durchaus abhängig sind von den wirtschaftlichen
 Grundlagen des Lebens ihrer Zeit. Der Verfasser zeigt, wie auch in der Wehrverfassung die
 sieghafte Stärke des demokratischen Prinzips sich Bahn gebrochen hat. **Porträts,**
Schlachtenbilder, belagerte Städte, Darstellungen von Kriegsgreneln, Soldaten-
typen, Spottbilder und Waffengattungen sollen die lehrreichen Darlegungen veranschau-
 lichen und beleben.

Das Werk erscheint in 50 Lieferungen à 20 Pfg. — Wöchentlich wird ein Heft ausgegeben.



☐ Jedes Heft ist reich illustriert! ☐

Zu beziehen
 durch die

Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co., Johannisstraße 46,

sowie deren Kolporteure und Austräger.

Ein Sturm im Glase Wasser.

Den Schriftleitern der so sehr „vornehmen“ und „hochanständigen“ „Lüb. Anz.“ scheint es nunmehr auch an der Zeit zu sein, sich den von ihr so oft mit frommem Augenaufschlag verpöntem „Sauerdenton“ zuzulegen. Anlaß hierzu gab den Herren die Entgleisung des Vize-Blockpräsidenten im Reichstag. Dieser Sturm im Wasserglase wird von den Herren in der Königstraße überaus tragisch genommen. Sie geraten aus dem Häuschen und schreiben zu der Niederlage ihres so vielversprechenden Vize-Präsidenten: „das Gros zu diesen „Volksvertretern“, die es über sich gewannen, die Gassenjungen-mantel eines Ledebour zu sanktionieren, stellen die Antiblockparteien, Sozialdemokratie, Zentrum und dessen polnischer Anhang.“ Zu diesem Anhang gehörten nun aber auch noch zum Entsetzen der amtlichblättrigen Schriftleiter ein paar außenseitige Blockmänner. Unter ihnen der erst vor einigen Tagen von den Herren in der Königstraße höher in den Himmel gehobene Pfarrer Naumann. Letzterer hat nun auf Grund des § 59 der Geschäftsordnung — der aber auf seinen Fall garnicht angewandt werden darf — durch eine im Protokoll und auch im stenographischen Bericht aufgenommene Erklärung dem Block gegenüber kläglich Abbitte geleistet. Er will es auch niemals wieder tun. So ist denn diese Blamage einmal wieder glücklich überwunden. Ob auch die anderen Außenleiter noch ihre Erklärungen abgeben werden, bleibt abzuwarten. Für die Herren in der Königstraße blieb aber immer noch die quälende Sorge, ob nach der vizepräsidentlichen Amtsniederlegung der Block auch imstande sein würde, seinen verunglückten Vizepräsidenten bei der bevorstehenden Wahl von neuem in den Sattel zu heben. Mit Ach und Krach ist es gelungen, und nun war die Freude groß. Dieses Übermaß von Glück mußte unter anderm auch in der Königstraße gewürdigt werden, und so haben wir nun das Vergnügen gehabt, den „Sauerdenton“ im Amtsblatt der Republik Lübeck — in deren Ratsstühlen einst wahrhaft demokratische Bürger gesessen — zu finden.

Im Morgenblatt der „Lüb. Anz.“ vom 8. Mai steht zu lesen:

Vizepräsidentenwahl im Reichstag. Der am Sonnabend von seinem Amt zurückgetretene Vizepräsident Kämpf (Np.) wurde gestern wiedergewählt. Er nahm die Wiederwahl mit Dank an. Er bekam 192 Stimmen des Blocks. Der Antiblock demonstrierte wieder mit seinem Gros durch Abgabe unbeschriebener Stimmzetteln. Eine Stimme erhielt — ohne ersichtlichen Grund — der babilische Zentrumsmann Fehrenbach aus Freiburg im Breisgau und eine weitere der Sozialdemokrat v. Vollmar. Zu geistvollen Wigen hatten sich fünf Vertreter aufgeschwungen. Sie hatten mit ihrem Vertrauen ein par nobile fratrum beehrt, zwei tüchtige „Genossen.“ Auf den Lügner Stadthagen, der für Kürschners „Deutschen Reichstag“ wesentlich einen unwahren Grund — man kann das allerdings verstehen — für seinen Ausschluß aus dem Rechtsanwaltsstande angegeben hat, vereinigte sich eine Stimme und auf dem Flegel Ledebour, dessen Straßensjungen-mantel mit Hilfe einer verständnisvollen Zufalls-mehrheit die Amtsniederlegung Kämpfs herbeigeführt hatte, gar deren fünf.“

Das ist der „Sauerdenton“, wie er im Buche steht. Man glaube nun aber bei Liebe nicht, daß wir uns über diese lieblichen Töne ärgern; daß ist durchaus nicht der Fall. Wir sind längst daran gewöhnt, meinen aber, daß mandatslüsterne Streber, die nicht einmal vertragen können, mit dem Vornamen angedredt zu werden, aus diesen Stillblüten erkennen mögen, daß, wenn sie sich erst einmal im glücklichen Besitz eines Mandats befinden, jeder beliebige politische Gassenjunge sich den Spaß erlauben darf, sie anzuflegeln. Sie sind eben als im öffentlichen Leben

stehende Männer der Kritik unterworfen. Sie sind mit einem Worte vogelfrei.

Wie haben sich nun aber die Dinge am 4. Mai im Reichstag in Wirklichkeit abgespielt? Auf der Tagesordnung standen die Reste der zweiten Lesung des Kolonialrats und die Etats der Schutzgebiete. Sie sollten — weil Sonnabend — so schnell als möglich durchgepeitscht werden. Da während der Paarungszeit der Block nicht über Gouvernementscoufines reden darf, schleppten sich die Verhandlungen öde und langweilig hin. Selbst der Fall Dominik hätte ohne das Eingreifen Dernburgs kein Wasserchen getrübt. Dieser Herr scheint aber zu glauben, daß es ohne eine Anrempelung der Sozialdemokratie nicht abgehen darf, und so kam es denn zu einem heftigen Wortgeplänkel mit den Paarungsleuten. Bis dahin ging es noch leidlich gut ab. Als dann aber der Präsident Graf Stolberg seinen Nachmittagskaffee trinken wollte, mußte der zweite Vizepräsident Herr Kämpf an seiner Stelle den Präsidentenstuhl besteigen. Der Herr war überaus schlecht gelaunt und regte sich über alles und jedes auf. Genosse Ledebour, welcher am vorigen Tage vom Kolonialdirektor schwer angegriffen worden, und nun durch ein paar kurze Bemerkungen seinen Gegner widerlegen wollte, wurde durch laute Unruhe der Blockmänner — die von Herrn Kämpf in keiner Weise gerügt wurde — empfangen. Hierauf antwortete treffend und schlagfertig Genosse Ledebour nach dem stenographischen Bericht folgendes:

„Meine Herren, ich begreife nicht, daß Sie versuchen, bei jeder Gelegenheit, wenn wir das Wort ergreifen, Ihr Mißfallen darüber kundzugeben. Ihre eigenen Parteigenossen haben heute bei anderen Gelegenheiten sehr ausführliche Reden gehalten, und wir haben sie geduldig angehört. Wir bestreiten niemandem das Recht, wenn er es für notwendig hält, bei diesen Fragen das Wort zu ergreifen; aber wir bitten uns aus, daß Sie auch uns gegenüber dieselbe Gerechtigkeit obwalten lassen. Es scheinen aber gerade einige der neu eingetretenen Herren von den Blockparteien es für einen Befähigungsnachweis für parlamentarische Tüchtigkeit zu halten, daß sie sich eifrig daran beteiligen, die Gegner niederzuschreiben. (Unruhe rechts.) Wir lassen uns aber nicht niederschreiben. Sie können versichert sein, daß wir das sagen, was wir für notwendig halten.“

Das war der Anfang. Es handelte sich nun um die Bescherwerden der Akwahauptlinge und um die Affäre Butt-kamer, ebenso um die Angelegenheit des Obergerichters Meier. Genosse Ledebour wies durch Verlesung amtlicher Aktenstücke nach, daß der Kolonialdirektor Dernburg sich ihm gegenüber am vorhergehenden Tage im Unrecht befunden habe, und erklärte:

„Das ganze Verhalten des Herrn v. Butt-kamer ist in der Angelegenheit, wie ich nicht ausführlich erörtern will, da es Ihnen ja genügend bekannt ist, ein solches gewesen, daß er disziplinarisch bestraft werden mußte und zwar in einer Angelegenheit, die nach allgemeinem Urteil hier in Deutschland ihn untauglich gemacht haben würde. Da möchte ich, um allen Mißverständnissen von vornherein die Spitze abzubreaken — ich habe nämlich in der Presse eine falsche Darstellung meiner Ausführung gelesen — erklären: ich mache weder dem Herrn v. Butt-kamer noch dem Herrn Obergerichters Meier ihren geschlechtlichen Verkehr zum Vorwurf. (Zwischenrufe.) — Nein, meine Herren, darin liegt eben ein großes Stück Heuchelei, wenn den Leuten, die in die Tropen hinausgeschickt werden, aus dieser Tatsache an sich ein Vorwurf gemacht wird. Ich habe das schon bei früheren Gelegenheiten betont und befürchte mich da einmal in der Lage, unsere Beamten gegen falsche Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Wer Kolonialpolitik treiben will, dem muß auch die Konsequenzen annehmen, daß die jungen Leute, die hinausgeschickt werden, zu solchen Dingen notwendigerweise kommen

müssen. Es ist der Versuch gemacht worden, diesem Abstand, wie Sie es auffassen, dadurch die Spitze abzubreaken, daß immer verheiratete Beamte herausgeschickt werden. Das ist aber aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil junge verheiratete Leute sich nicht zu solchen Ämtern zu weihen pflegen; wenigstens passiert das außerordentlich selten. Die Möglichkeit aber, weiße Frauen in größerer Menge heranzuschicken, scheidet daran, daß Frauen unter dem Tropenklima unendlich viel mehr leiden als Männer, besonders wenn sie irgenbwo — (Sturm.) (Heiterkeit.) Charakteristisch für Sie ist die Moral mit doppeltem Boden, einmal behandeln Sie das nur als eine lächerliche Sache, und dann kommen Sie mit Anträgen aus dem Hause, in denen aufgefordert wird, nur verheiratete Beamte hinauszuschicken. Entweder behandeln Sie solche Sachen in einem lächerlichen Sinn, oder Sie heucheln Moral.“

Vizepräsident Kämpf: Herr Abgeordneter Ledebour, ich kann nicht zugeben, daß es parlamentarisch zulässig ist, einem Teil des Hauses zuzurufen: „Eventuell heucheln Sie Moral.“ Ich muß Sie unter diesen Umständen zur Ordnung rufen.

Ledebour, Abgeordneter: Ja, meine Herren, die Tatsache steht fest, daß solche Anregungen wiederholt aus dem Hause gegeben sind und in derselben Weise motiviert worden sind, wie ich hier ausgeführt habe. Gerade weil die Herren sich um die wirkliche Erörterung herumdrücken, weil sie sich scheuen, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen, deshalb ist es notwendig, das einmal festzustellen, und da kommen Sie mit Ihrem albernem Gelächter — (Oh!)

Vizepräsident Kämpf: Herr Abgeordneter Ledebour, es ist nicht zulässig, daß Sie einem Teil des Hauses zurufen: „Sie kommen mit Ihrem albernem Gelächter.“ Ich muß Sie zum zweiten Mal zur Ordnung rufen und mache Sie auf die Folgen des dritten Ordnungsrufs aufmerksam.

Ledebour, Abgeordneter: Es ist eine äußerst charakteristische Erscheinung, daß wir das immer bei einem liberalen Präsidenten erleben. (Oh! links.)

Vizepräsident Kämpf: Herr Abgeordneter Ledebour, ich kann es als der Würde des Präsidenten des Reichstages entsprechend nicht erachten, einen derartigen Vorwurf von Ihnen entgegenzunehmen, und ich rufe Sie zum dritten Mal zur Ordnung und frage das Haus, ob das Haus dem Abgeordneten Ledebour das Wort entziehen will oder nicht. (Rufe: Ja! Nein!) Meine Herren, wir kommen über diese Frage zur Abstimmung. Die Frage ist die, ob das Haus dem Herrn Abgeordneten Ledebour das Wort entziehen will oder nicht. Ich bitte die Herren, sich von ihren Plätzen zu erheben, die dem Herrn Abgeordneten Ledebour das Wort entziehen wollen. (Geschrei.) Das ist die Minderheit. Ich bitte den Herrn Abgeordneten Ledebour fortzuführen. (Weiterkeit in der Mitte und bei den Sozialdemokraten.)

So hat sich der Vorgang nach dem stenographischen Bericht in Wirklichkeit abgespielt. Wo da die Fegelei Ledebours steckt, mögen die Götter wissen. Die Frage aber, ob der Herr Vizepräsident im Rahmen der Geschäftsordnung des Reichstages handelte, als er dem Genossen Ledebour die drei Ordnungsrufe aufbrummte, oder ob er nicht durch ruhiges Gewährenlassen der unqualifizierbaren, wiehernden Lärmjungen der Blockmänner einen großen Teil der Schuld zur eigenen Entgleisung selbst trug, wird am besten durch die freisinnige „Berliner Volkszeitung“ gelöst. Sie schrieb dem Herrn Kämpf folgendes ins Stammbuch:

„Wenn der Präsident einer parlamentarischen Körperschaft die schwere Kunst meistern will, zugleich mit der Disziplin die Redefreiheit aufrechtzuerhalten — und diese Kunst ist der Nerv und Kern aller Fähigkeit, eine große Versammlung erfolgreich zu leiten — so muß er mit seiner Disziplin an dem Punkte einsetzen, wo zuerst der Versuch gemacht wird, sie zum Schaden der Redefreiheit zu mißachten. Das aber war am Sonnabend der Moment, in dem die Rechte den sozialdemokratischen Redner am ordnungsmäßigen Sprechen durch ihren Lärm hindern wollte. Wäre die Aufrechterhaltung der Disziplin schon

Der Holzhändler.

Roman von Max Kreger.

20. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Herrmann verstand ihn sofort. Unterrichtet über alle Vorgänge im Hause, hatte ihm das starke Interesse des jungen Grafen für die Tochter seines Chefs nicht entgehen können, und so war ihm gelegentlich im Kontor zu dem ersten Buchhalter die Bemerkung ent schlüpft, er wette um zehn Bullen Geld, daß in nicht zu langer Zeit die „Neunzackige“ auf Dulters Wäsche prangen werde. Auf irgenb eine Art war das Dulters hinterbracht worden.

Herrmanns Verlegenheit wuchs, dann aber entgegnete er, er habe sich allerdings bisher immer dem Glauben hingegen, Fräulein Ditt habe eine starke Neigung zum jungen Rug. Und wenn er die Herrschaften in der Mitte so zusammenfassen sehe —

„Das ist 'n Bild, nicht wahr?“ fiel ihm Dulters unterbrecht lachend ins Wort. „Zu teure Bilder sehe ich mir aber lieber an, ehe ich sie kaufe.“ Man könnte sich doch zeltlebens ärgern, sie über den Wert bezahlt zu haben.“

Herrmann verstand ihn, denn sofort dachte er an die sechsstelligen Zahlen im Konto des Grafen. Gern hätte er gefragt, ob dieser schon wisse, woran er sei, aber sein Zartgefühl hielt ihn davon ab. Er hatte auch plötzlich seine Aufmerksamkeit einer anderen Stelle der Tafel zuzuwenden. Das verhaltene Richern und Lachen seiner Frau behagte ihm nicht. Der hagere Dragoner sah ihn ordentlich die Kur zu schneiden.

„Ist der Herr Rittmeister verheiratet?“ fragte er plötzlich Dulters.

Dieser, dessen Augen überall waren, merkte sofort, was sich hinter der Frage verbarg. „Seien Sie nur nicht eifersüchtig, lieber Herrmann. . . Sie sprechen ja sonst kein Wort mit Ihrer Frau, also lassen Sie sie doch auch einmal lustig sein. So eine Uniform hat man doch nicht alle Tage zur Seite. Na, und Baron Tollen ist Kavallerie durch und durch. Er hat nur immer den Kopf voll Schnurren.“ Und nach-

dem er wieder einen kräftigen Schluck genommen hatte, fuhr er fort: „Übrigens, — wenn 'mal was vorkommt, liegt's immer an den Weibern, denn sie reizen die Männer zuerst.“

Herrmann fuhr auf. „Wie meinen Sie das?“

„Aber nicht, nicht doch, — machen Sie sich keine Gedanken“, sagte Dulters lachend und legte die Hand auf seinen Arm: „Ich dachte an ganz etwas anderes.“ Sein Lächeln erstarrte. Wiederholt hatte er die Nasenflügel gebläht und herumgeschmuppelt, wie er es bereits vor Beginn der Tafel in den anderen Räumen getan hatte. Sobald Rentlow mit seiner Frau vor ihm aufgetaucht war, sah ihm der Patzschulduft in der Nase, den er nicht mehr los wurde, und der jedesmal mächtig auf ihn einzuwirken begann, sobald er in neuen Luftwellen ihm zugetragen wurde. Dann legte sich der starke Geruch auf seine Stimmung und erweckte in ihm die Erinnerung an die Vergangenheit. Es war gerade, als würde vor seinem Gesicht eine Gruft geöffnet, aus der üble Dünste zu ihm emporstiegen.

„Riechen Sie nichts?“ fragte er. Und als Herrmann ihn verwundert anblickte, sagte er wieder: „Ich meine diesen entsetzlichen Patzschulduft, der von der Dicken da rüberzieht. Ich schmecke ihn sogar aus der Sauce heraus. Wissen Sie, das ist der einzige Geruch, den ich nicht leiden mag.“

Herrmann, in schon etwas angeregter Stimmung, strich sein spitze auslaufendes Backenbärtchen und erwiderte lächelnd: „Eigentlich rieche ich ja nichts, aber Patzschulduft habe ich ganz gern, es wirkt so ermunternd, so — die Sinne berückend.“

Dulters blickte ihn wie sprachlos an. Zum erstenmal vermochte er seinen Prokuristen nicht zu begreifen, hielt er ihn für einen Mann, dem für gewisse höhere Dinge das Verständnis entschieden abgehe. Er schwieg sich aus und schloß leicht die Augen. Dabei packte ihn plötzlich ein wildes Verlangen, den Duft, den er seiner Meinung nach allein nur verspürte, mit Gewalt einzuziehen, um sich selbst Wein zu erweiten. Er mußte wohl an Sinnesstörungen leiden, wenn er hier, wo die verschiedensten Parfüms sich mit den wohlriechenden Speisewürsten verbanden, immer nur Olga

Radowska roch, — das Weib, das er heiß geliebt hatte und deren Bild er aus seinem Herzen nicht verbannen konnte. Er mußte eben eine feinere Nase haben, als andere Menschen. Ein bloßes Lächeln umspielte seine Lippen, während in seinem inneren Auge die leuchtendste Erscheinung wieder aufstieg. Er war so in Gedanken versunken, daß er Herrmanns dreimal wiederholte Anrede überhörte und den Lohndiener übersah, der mit der Schüssel an seiner Seite harzte.

Der Champignonsuppe war der Rehrücken gefolgt, und nun war man bereits bei der Steinbutte mit holländischer Sauce angelangt. Die Unterhaltung wurde lebhafter und allgemeiner, der Wein hatte die Wangen glühender und die Augen leuchtender gemacht.

In dem großen, mächtigen Raum, der mit seiner schweren, altdeutschen Tafelung an Wänden und Decke sich wie der Saal eines Patrizierhauses ausnahm, verschwand die winzige Tafel in der Mitte. In den hochlehnten Stühlen erschienen die Sitzenden kleiner als sonst, erhielt die ganze Gesellschaft eine Art feierlichen Gepräges, das noch durch die Art und Weise, wie die überflüssigen Stühle rings an den Wänden aufgestellt waren, verstärkt wurde. Wie ein mächtiger, seltener Schrank baute sich das schwere Sichenbüfett vor die ganze hintere Querwand auf und nahm sich mit seinen Säulen, den Rundbögen und gotischen Blumen wie ein profanierter Altar aus, nur bestimmt für irdische Dinge.

Die braune Beize der Decke, an der zwischen den Balken üppig gemalte Stillleben prangten, die gleiche Farbe der unteren Tafelung, die alten, seltenen Fayencegeschüssel an den Wänden, mit ihren feierlichen Gemälden und Ornamenten, der eintönige Teppich, der den ganzen Fußboden bedeckte, die dunklen Vorhänge vor den Fenstern, — alles diente wie eine düstere Umrahmung zu der leuchtenden und lärmenden Gruppe in der Mitte. Nur die Tafel mit ihrem modernen Silbergeschmuck, in dem das Licht glitzern spielte, und aus dessen Kristallvasen die Treibhausfarren wie zartes, grünes Gewebe herausgewachsen schienen, die Menschen in ihrer neuzeitlichen Kleidung und das bewegte-Mienenpiel ihrer hellerleuchteten Gesichter hoben sich wie ein Blendwerk aus dem ernsten Stil der Umgebung ab. Es war, als hätte

an diesem Punkte mit der nötigen Energie angestrebt und durchgeführt worden, so wäre Herr Ledebour zu seinen heftigen Ausfällen gegen die Rechte erst gar nicht gekommen; dann wäre es auch Herrn Kämpf erspart geblieben, zwei oder drei Ordnungsbrüche mit den bekannten Folgen zu erteilen. Hier lag der Urfehler am Sonnabend. Und es muß bei dieser Gelegenheit gesagt werden: Gegen den berechtigten, systematischen, planmäßigen, mit allen Mitteln ergiebiger Lungen hervorgebrachten Lärm, durch den ein gereizter Redner niedergeschrien, würde gemacht, von der Rednertribüne hinweggerafft werden soll, gegen diesen Lärm sind unsere Parlamentspräsidenten durchweg zu milde und nachsichtig, obwohl er den unangehörten und widerlichsten Versuch darstellt, die Redefreiheit einzuschränken. Gegen diesen Lärm war auch Herr Kämpf am Sonnabend zu nachsichtig. Ihn zu unterbrechen, den Redner gegen diese versuchte Vergewaltigung zu schützen, das hätte er für seine dringende Aufgabe halten sollen. Hätten sich die Herren von der Rechten durch eine ernste Mahnung zur Ruhe nicht in die Formen der parlamentarischen Verhandlung zurückziehen lassen, so hätte der Vorsitzende das sehr wirksame Mittel zur Verfügung gehabt, die Sitzung auf zehn Minuten zu vertagen, bis sich die reaktionären Heißsporne so weit abgekühlt hätten, daß sie den gegnerischen Redner mit der nötigen Ruhe würden angehört haben. Auf diese Weise hätte der Vorsitzende die Redefreiheit und die Disziplin des Hauses zugleich gewahrt. Daß er, da er in solcher Weise vorbeugend nicht gewirkt hatte, hinterher mit Ordnungsrufen gegen den gereizten Redner vorging, war die ungewollte Folge dieser falschen Taktik. Formell war er dazu im Recht; aber das Formelle ist nicht immer das Zweckmäßigste und nicht immer das Richtige.

Derselbe Herr Kämpf gestattete nachher, ohne mit der Wimper zu zucken, dem Januschauer v. Oldenburg die Sozialdemokraten anzupöbeln ohne ihn zur Ordnung zu rufen.

Die Entgleisung vom Sonnabend ist am Dienstag glücklich wieder repariert worden. Der „nationale“ Block hat seinen Vizepräsidenten wieder und in der Königstraße herrscht darob, wie schon gesagt, eitel Freude und Fröhlichkeit. Der „unfruchtbare“ Reichstag begibt sich zur Erholung in die Sommerferien. Im Herbst aber wollen allen Ernstes die freisinnigen Blockmänner dem Kanzler ihren Wechsel auf die Zukunft präsentieren. An Prolongieren sei nicht zu denken, sagen diese tapferen Männer und wehe dem Fürsten Bülow, wenn er den Wechsel nicht prompt einlöst, dann soll ihm allen Ernstes die Blockgemeinschaft gekündigt werden. Warten wir's ab. Den Wechsel kann der Fürst nicht einlösen und die Blockmehrheit wird unter Hinweis auf die Lösung der „nationalen Aufgaben“ alles und noch mehr bewilligen, als was von ihr verlangt wird. Unter dem Banner der konservativ-liberalen Paarung und unter Führung des Reichsverbandes wird dieser Reichstag sozialpolitisch unfruchtbar sein und bleiben.

Entgleisungen der oben geschilderten Art werden wir noch mehr erleben und der amtsblättrliche Sauherdenton wird uns noch öfter in den Ohren klingen. Sei's drum! Die Flegeleien müssen in scharfem Ton zurückgewiesen werden, umso mehr, als nicht wir es gewesen sind, die zuerst den Sauherdenton in die öffentliche Diskussion gebracht haben. Die Herren in der Königstraße mögen gefälligst einmal ihre alten Jahrgänge aus den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nachschlagen. Die Männer der Feder sind zwar gekommen und wieder gegangen, der Sauherdenton aber ist immer der alte geblieben.

Aus dem Beirat für Arbeiterstatistik.

Fuhrwerksgewerbe, Blätt- und Waschanstalten, Binnen-schiffahrtsgewerbe, Fleischerergewerbe.

Der Beirat für Arbeiterstatistik beschäftigte sich am 6. Mai in einer längeren Sitzung mit der Fortführung einer Anzahl Erhebungen.

Die Enquete über das Fuhrwerksgewerbe ist zum Abschluß gekommen. Es soll nunmehr das gesamte Material dem Reichsgesundheitsamt zur Begutachtung übergeben werden, um zu ermitteln, ob gesundheitschädliche Folgen für die in diesem Gewerbe beschäftigten Arbeiter durch überlange Arbeitszeit bemerkbar geworden sind.

Die Erhebungen über die Arbeitszeit in Blätt- und Waschanstalten sind vor kurzem veröffentlicht. Es soll

ein neues Jahrhundert sich verkrümelt inmitten vergangener, gewaltiger, deren tote Sprache mächtig durch den schlichten Rüstdrang ihrer Zeit redete.

„Ist ja ein solches Speisezimmer“, sagte der Konsul zu seiner Nachbarin, um die Unterhaltung wieder in Fluß zu bringen.

Dulter's, der etwas davon aufgriff, mißte sich sofort laut ins Gespräch. Das Holz dazu stamme von einer tausendjährigen Eiche aus Polen, die einen wunderbaren Kern gehabt habe. Sechs Mann hätten sie kaum umspannen können, und man habe sich erzählt, daß Boleslaw der Zweite, der wegen seiner Grausamkeit vertrieben worden war, vor seinem Verfolger Schutz in den Zweigen der Krone gesucht habe, und daß er spurlos verschwunden gewesen sei.

„Vielleicht finden wir ihn noch irgendwo vor“, witzelte der Konsul.

„Dafür müßten Sie eigentlich auch grausam verfolgt werden“, warf Raffen ein, so daß er die Lacher auf seiner Seite hatte.

Dulter's fuhr fort zu erläutern. Die Eiche habe der Eisenbahn wegen fallen müssen, und so habe er sie erworben. Und da es sozusagen ein geheiligter Baum gewesen sei, habe er das Holz für seine Zwecke verarbeiten lassen. Alles sei nach seinen Angaben gemacht. Man finde keinen einzigen Ast im ganzen Holze. Die Arbeit sei so schwer und gediegen, daß sie hundert Jahre überdauern werde. Wenn er mal dieses Haus verkaufen sollte, würde er sich schon hüten, Wand- und Deckentafelung hier zu lassen.

„Na, dann man Profit, Sie König der Wälder! Sie müssen doch immer etwas Apartes haben, und wenn es Holz vom alten Boleslaw sein muß“, sagte Niebusch, schon etwas angefaßt, und irrte seinen Arm mit dem Glase zu Dulter's hinüber. Das war das Zeichen, sich zu erheben und die Gläser klingen zu lassen.

Alle hatten sich wieder gesetzt, bis auf Dulter's, der das Glas aufs neue füllte und nun mit dem Messer dagegen schlug.

legt wie in ähnlichen Fällen zur Vernehmung von Auskunfts-personen geschritten werden.

Das Material über die Erhebungen im Binnen-schiffahrtsgewerbe hat sich nach mancher Richtung hin erwiesen. Im Fährbetrieb ergaben sich große Differenzen in den Angaben über die Arbeitszeit; es soll hier auf Beschluß des Beirats für Arbeiterstatistik eine Rückfrage durch Vermittlung der Landeszentralbehörden eingeleitet werden, um nähere Aufklärung zu erlangen. Die Angaben, daß auf Dampfschiffen Arbeitszeiten bis 24 Stunden und darüber vorkommen, sollen durch die Nachfrage, wie oft solche Arbeitszeiten eintreten, ergänzt werden. Desgleichen soll ermittelt werden, wie oft die Völscharbeiten an Sonntagen vorgenommen werden, und ferner sollen die Heizer und Maschinenisten zur Befragung mit herangezogen werden. Die Notwendigkeit einer genaueren Ermittlung der Verhältnisse im Hamburger Fährbetrieb wurde gleichfalls anerkannt. Zur Ergänzung der Erhebungen wird eine Vernehmung der Besatzung auf Schuten, Schleppkähnen und Leichtern stattfinden. Die Vernehmung von Auskunfts-personen im Segel- und Dampferschiffahrts-Verkehr soll im Herbst erfolgen, da man glaubt, daß im Sommer die Auskunfts-personen schwerlich die nötige freie Zeit zur Verfügung haben werden.

Eine sehr ausgedehnte Debatte zeitigten die Ergebnisse über die

Erhebungen im Fleischerergewerbe.

Von den Unternehmern im Fleischerergewerbe und leider auch von einem erheblichen Teile der Arbeiter ist eine Regelung der Arbeitszeit mit der Begründung abgelehnt, allgemeine Mißstände durch eine überlange Arbeitszeit hätten sich nicht ergeben. Da das Reichsgesundheitsamt sich dieser Auffassung angeschlossen hat, wäre damit das Ergebnis für die Arbeiter ohne jeden Erfolg gemessen.

Der Referent der Sache, Ministerialrat Dr. Usinger, schloß sich dem Gutachten des Reichsgesundheitsamtes an. Für Erlass einer Bundesratsverordnung auf Grund § 120e der Gewerbeordnung liege kein Anlaß vor, die Arbeitszeiten seien nicht übermäßig lang. Zu empfehlen sei, durch besondere Polizeiverordnungen da vorzugehen, wo sich erhebliche Mißstände gezeigt haben. Der Beirat soll deshalb eine Aenderung des § 120e der Gewerbeordnung empfehlen dahingehend, daß auch den Landeszentralbehörden die Befugnis erteilt wird, die gegenwärtig nur der Bundesrat besitzt: eine Begrenzung der Arbeitszeit für solche Betriebe vorzuschreiben, in denen durch übermäßige Dauer der Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird. Anerkannt wurde, daß das Schlachten an Sonn- und Festtagen ohne Schaden für das Gewerbe sehr wohl allgemein unter-sagt werden könne. Auch für Betriebe, die sich ausschließlich mit der Fabrikation von Wurst befassen, sei die Sonntagsarbeit entbehrlich.

Von dem Mitglied des Beirats Reichstagsabgeordneten Genossen Robert Schmidt wurde einer Regelung der Arbeitszeit durch Polizeiverordnung entgegengetreten. Solche Vorschriften sind ganz unkontrollierbar, häufen die Zahl der Verordnungen so erheblich, daß niemand mehr hindurchfindet, und für die Arbeiter bleiben sie vielfach unbekannt. Zudem sind solche Verordnungen ganz der Willkür der Behörden überlassen, die in einem Bezirk die größten Mißstände unbeachtet lassen kann, um in einem anderen weitgehende Beschränkungen einzuführen. Eingehend hatte der Redner schriftlich seinen

Standpunkt gegen das Gutachten des Reichs-gesundheitsamtes

wie folgt motiviert: Der Beirat für Arbeiterstatistik kann sich im Hinblick auf die Ergebnisse der Erhebungen über die Arbeitszeit im Fleischerergewerbe der Auffassung des kaiserlichen Gesundheitsamtes, daß keine Anhaltspunkte vorliegen, welche die Annahmen rechtfertigen, als ob die im Fleischerergewerbe dormalen übliche Arbeitszeit unter normalen Verhältnissen geeignet ist, die Gesundheit der in diesem Berufe beschäftigten Arbeiter im allgemeinen zu schädigen, nicht anschließen. Die Erhebungen haben ergeben, daß 80 Prozent der Gehilfen im Sommer über 12 Stunden einschließlich der Pausen und im Winter 66 Prozent der Gehilfen über 12 Stunden im Betriebe beschäftigt sind. Eine über 14 Stunden hinausgehende Arbeitszeit einschließlich der Pausen hatten im Sommer 13,2 und im Winter 24,6 Prozent der Gehilfen. Eine solche ausgedehnte Arbeitszeit erscheint wohl geeignet, für die Arbeiter dieses Berufes schwere körperliche Schädigungen hervorzurufen. Zu dieser Auffassung muß der Beirat für Arbeiterstatistik gelangen, weil in anderen Gutachten des kaiserlichen Gesundheitsamtes dieser Standpunkt vertreten ist. Hier muß im besonderen Bezug genommen werden auf eine Würdigung der Ergebnisse der Erhebungen über die Arbeitszeit in Bäckereien und Konditoreien vom Jahre 1894, in der das kaiserliche Gesundheitsamt zu folgenden Ergebnissen kommt: „Bei mehr als der Hälfte der Bäckereien währt also

die Arbeitszeit samt den Pausen schon jetzt 12 und weniger Stunden; eine allgemeine Festsetzung dieser Dauer als Maximum würde einerseits der Größe des körperlichen Ruhebedürfnisses entsprechen, wie sie andererseits nach der Sachlage für die Mehrzahl der Arbeitgeber eine Härte nicht bedeuten würde.“

Es dürfte kein genügender Anlaß vorliegen, von dieser Auffassung, daß ein gewisses körperliches Ruhebedürfnis bei den im Bäckereigewerbe Beschäftigten nötig ist, gegenüber dem Fleischerergewerbe Abstand zu nehmen.

Nach eingehender Abtastung des kaiserlichen Gesundheitsamtes diesen Standpunkt in einem Gutachten vom 13. Oktober 1894 vertreten, das den Einfluß der Beschäftigung der Hand-lungsgehilfen und Lehrlinge sowie der Geschäftsdienner auf deren Gesundheit darlegt. Das kaiserliche Gesundheitsamt kommt hier zu folgender Würdigung des vorliegenden Materials:

„Die Pausen abgerechnet, wurden in 13,2 Proz. der Geschäfte die männlichen Gehilfen 14 bis 15, in 25,8 mehr als 15 Stunden beschäftigt; für männliche Lehrlinge, weibliche Gehilfen und Lehrlinge betragen die bezüglichen Ziffern; 15,8, 31,0; 12,2, 9,5; und 8,7 und 5,4. Arbeitszeiten von solcher Dauer, zu welchen die Zeit für die in großen Städten oft weiten Wege zum und vom Geschäft in Anrechnung zu bringen ist, wirken, selbst wenn die Beschäftigten in gesundheitlich möglichst unbeanstandbaren Räumen sich bewegen würden, vor allem durch den Mangel an der erforderlichen Ruhe und Schlafzeit, sodann auch dadurch schädigend, daß die für die Erholung erwünschte Bewegung in frischer Luft und bei dem den körperlichen Stoffwechsel anregend beeinflussenden und für das Allgemeinbefinden wohlthätigen Sonnenlichte unterbleiben muß.“

Diese allgemeinen Würdigungen der Schäden einer über-langen Arbeitszeit können nicht für ein besonderes Gewerbe geltend gemacht werden, sondern lassen eine allgemeine Schlussfolgerung für berechtigt erscheinen.

Das kaiserliche Gesundheitsamt hat in dem Gutachten, das über die Erhebungen im Fleischerergewerbe erstattet wurde, die in seinen früheren vom Standpunkt der Hygiene begründete Auffassung verlassen, ohne doch in diesem Gutachten eine eingehende Begründung seines von der bisherigen Stellung abweichenden Standpunktes zu geben. Die in dem Gutachten erwähnten Sterblichkeitsziffern der in den Fleischerbetrieben beschäftigten Arbeiter können nicht, wie es das kaiserliche Gesundheitsamt getan hat, den Durchschnitzziffern in anderen Berufen gegenübergestellt werden. Das kaiserliche Gesundheitsamt hätte berücksichtigen müssen, daß im Berufe des Fleischerergewerbes einmal besonders kräftige Leute nur als Lehrlinge aufgenommen werden, sodann eine große Anzahl älterer Personen aus dem Fleischerergewerbe ausscheiden, um zu anderen Berufen überzugehen. Es liegen hier die gleichen Verhältnisse vor, wie sie das kaiserliche Gesundheitsamt in dem schon erwähnten Gutachten, betreffend die Erhebungen über die Arbeitszeit in Bäckereien und Konditoreien, vom Jahre 1894 gemeldet hat. In diesem Gutachten wird zutreffend hervorgehoben, daß im Bäckereigewerbe die Arbeiter noch im jugendlichen Alter ausscheiden und somit die Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffern, die den Durchschnitzziffern der Kranken- und Sterbestatistik günstig gegenüberstehen, eine besondere Würdigung nach Altersklassen erfahren müssen. Dieser Standpunkt ist in dem Gutachten, betreffend die Arbeitszeit im Fleischerergewerbe, seitens des kaiserlichen Gesundheitsamtes nicht zur Geltung gekommen, obwohl so-wohl nach den Erhebungen als auch sonst kein Zweifel darüber bestehen dürfte, daß nach der Richtung hin die Ver-hältnisse im Fleischerergewerbe nicht anders geartet sind als im Bäckereigewerbe. Es wäre sicherlich sehr interessant gewesen, wenn das kaiserliche Gesundheitsamt eine Gegenüber-stellung der Erkrankungs- und Sterbefälle nach Altersklassen in den einzelnen Berufen gegenüber dem Schlächtereigewerbe vorgenommen hätte.

Auch die Kommission für Arbeiterstatistik ist seinerzeit im Hinblick auf die Ergebnisse der Erhebungen im Mühlenbetriebe und unter Würdigung eines Gutachtens des kaiserlichen Gesundheitsamtes zu dem Ergebnis gekommen:

„Wiel wichtiger würde auch hier die noch weiter zu er-mittelnde Tatsache sein, ob der Grund des frühen Aus-scheidens aus dem Berufe darin liegt, daß die Tätigkeit als Mülsergestelle bei den bestehenden Arbeitszeiten im all-gemeinen nur in den allerkräftigsten Jahren ertragen wer-den kann. Schon hierin allein würde eines der wesent-lichsten Argumente liegen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß eine in einem Gewerbe herrschende Arbeits-zeit, welche die in diesem Gewerbe beschäftigten Personen im Durchschnitt schon mit dem 30. Lebensjahre zum Aus-scheiden aus dem Berufe nötigt, nicht nur die betreffenden Personen schädigt, sondern auch den öffentlichen Interessen in hohem Grade abträglich ist.“

Dieser Anschauung der Kommission für Arbeiterstatistik muß sich auch heute noch der Beirat für Arbeiterstatistik anschließen. Es sind das allgemein gültige so-zialpolitische Betrachtungen, die nicht nur für einen besonderen Beruf Geltung haben, sondern eine allge-mein zutreffende Beurteilung beanspruchen dürften.

„Jetzt steigt die Verlobung“, raunte Niebusch Raffen zu und warf dann einen Blick auf Luz Vater und Sohn, deren Mienen einen sehr verschiedenen Eindruck machten. Arthur blickte auf, während der Alte die Augen nach wie vor gleich-gültig auf den Tisch gerichtet hielt. Er wußte, daß das, was er erwartete, sich erst am Schluß abspielen könnte, wenn der Sekt in den Gläsern perlen würde. Und er hatte sich nicht getäuscht.

Dulter's gedachte nur mit kurzen Worten seiner Gäste und hieß sie mit dem üblichen Geständnis des sich Geehrt-fühlens in seinem Hause willkommen. Ein abermaliges Gläserklingen war die Folge.

Luz senior, das Glas in der Hand, begegnete sich mit Dulter's auf halbem Wege. „Sehen Sie nur, wie die Leutchen einig sind, und da zweifeln Sie noch? Otti hat mir gar kein Hehl daraus gemacht, daß sie sich mollig an Arthurs Seite fühle.“

Er mußte, daß er log, oder sich doch in seiner Beob-achtung täuschte, aber er dachte, daß es keinen Rückzug mehr geben würde, wenn Dulter's erst einmal das bedeutsame Wort ausgesprochen haben würde. „Also beim Sekt lieber Freund, vergessen Sie nicht, das erste Glas auf die jugend-lichen Verbündeten.“

Dulter's sah ihn gerührt an, ließ sein Glas besonders hell erklingen und sagte mit einem Kopfnicker: „Gewiß, Herr Graf, Sekt trinken wir noch. Profit, auf daß die Bäume immer recht schön gerade wachsen.“ Damit ließ er ihn stehen und ließ mit Otti und Arthur an, die auf ihn zugetreten waren. „Na, Kleine, du glückst ja wie ein Leucht-läfer, der junge Herr Graf macht dich wohl ordentlich warm,“ sagte er gemüthlich. „Profit, Herr Leut-nant, auf daß wir immer Freunde bleiben wollen, auch wenn wir mal Anstoß erregen sollten, aber anders wie heute.“

Er lachte breit und die Gläser trafen sich, während Luz Junior mit aller Verbindlichkeit ein: „Scht mich ganz

besonders“ hervorbrachte. Die Brust schwoll ihm unter den Gefühlen, die ihn plötzlich besaßen, und ihm blendende Hoffnungsstrahlen im tollen Wirbel vor das geistige Auge trieben.

„Ich bin glücklich, Fräulein Otti,“ stammelte er dann, nachdem er wieder an ihrer Seite saß, „und wenn Sie daselbe Gefühl mit mir teilen, dann bitte — gestatten Sie mir doch endlich, das kalte Fräulein wegzulassen zu dürfen.“

„Nein, nein, Graf Arthur — es muß immer hübsch die-nötige Grenze bleiben.“ Sie lächelte, aber aus diesem Lächeln strömte ihm Kälte entgegen, die er mit Schauern empfand. Und plötzlich dämmerte ihm etwas von dem „Blame“, auf den sein Vater angespielt hatte. Eben-so heiß, wie die Gefühle der Hoffnung in ihm empor-gefliegen waren, ebenso schnell sanken sie in diesem Augenblick wieder, wo Liebe und verletzter Stolz in ihm wühlten.

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein,“ sagte er mit ge-faßter Höflichkeit. „Als Soldat weiß ich, daß man in Frie-denszeiten die Grenze nicht überschreiten soll, und ich möchte gern im Frieden mit Ihnen bleiben.“

„Das war einmal hübsch gesagt, Herr Graf. Sehen Sie, so gefallen Sie mir am besten. Ich darf Sie wohl bitten, mit mir anzustoßen.“ Und als sie ihm dabei in die blauen Augen blickte, empfand sie etwas wie Wahnwitz, daß sie seine Gefühle nicht erwidern könne. Aber es bereitete ihr Trost, durch ihre Klugheit schon jetzt die Sache so gerechzt zu haben, daß eigentlich an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig blieb.

Während Arthur wie betäubt dasaß und die fragenden Blicke seines Alten nicht merkte, hatte Otti nur Ohren für das, was Raffen sagte. Dieser merkwürdige Mensch be-herrschte doch wirklich die ganze Tafel und machte ihrem Herzen bereits viel zu schaffen. . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Schädigung der Gesundheit der Arbeiter im Schlächtereigewerbe wird in dem Gutachten des kaiserlichen Gesundheitsamtes auch nicht in Abrede gestellt, soweit die Unfallgefahren in Betracht kommen. Das kaiserliche Gesundheitsamt sagt hierüber: „Bei der Gefährlichkeit des Schlächtereigewerbes an sich und der erheblichen Dauer der darin üblichen Arbeitszeit könnte demnach wohl an einen ursächlichen Zusammenhang zwischen der hohen Unfallziffer der Fleischer und dieser Arbeitszeit gedacht werden. Nach dem Ergebnisse einer von der Fleischerei-Vereinsgenossenschaft vorgenommenen und dem Gesundheitsamt übermittelten Feststellung über die Verteilung der Unfälle im Fleischergewerbe auf die verschiedenen Tageszeiten haben sich von 1901 in den Jahren 1904 bis 1905 vorgekommen und einschlägigen Unfällen 66 (d. h. 1,9 Proz.) vor 6 Uhr morgens, 1548 (44,2 Proz.) in der Zeit von 6 bis 12 Uhr mittags, 1389 (39,7 Proz.) von 12 bis 6 Uhr abends und 498 (14,2 Proz.) nach 6 Uhr abends ereignet. Es entfiel sonach auf jede in der Zeit von früh 6 bis abends 6 Uhr gelegene Arbeitsstunde im Durchschnitte der Jahre 81,6 Unfälle und auf die gesamte Zeit nach 6 Uhr abends 166. Da die nach 6 Uhr abends liegende Arbeitszeit ihrer Dauer nach auf ungefähr zwei Stunden zu schätzen sein wird, — im Sommerhalbjahr endigt die Arbeit für 75,9 Proz. und im Winterhalbjahr für 76,1 Proz. der Gesellen und Lehrlinge nach 6 Uhr, davon für 7,9 Proz. bzw. 10,7 Proz. nach 8 Uhr abends —, so kommt für den späten Abend auf je eine Stunde Arbeitszeit etwa die gleiche Zahl an Unfällen wie tagsüber, nämlich 83.“

Durch diese Gegenüberstellung ist sicherlich sehr treffend nachgewiesen, daß eine überlange Arbeitszeit im Verufe die Unfallhäufigkeit ganz erheblich steigert. Demgegenüber wird man die Schlussfolgerung nicht abweisen können, daß eine kürzere Arbeitszeit geeignet ist, die Zahl der Unfälle herabzumindern und damit die Arbeiter vor gesundheitschädlichen Folgen zu schützen.

Ferner ist wohl auch vom kaiserlichen Gesundheitsamt die schlechte Beschaffenheit der Betriebsstätten unberücksichtigt geblieben. Es heißt zwar in dem Gutachten, daß Staubentwicklung in diesen Betrieben nicht vorkäme, und die Räume jugig und luftig seien. Das letztere dürfte im allgemeinen nur für die großen Schlachthäuser zutreffen. Es kann aber nicht unbekannt sein und dürfte vom Beirat für Arbeiterstatistik nicht unberücksichtigt bleiben, daß eine übergroße Zahl von Betrieben sich in sehr schlecht ventilierten niedrigen Kellerräumen befindet. Es wird auch hier wohl der Standpunkt des kaiserlichen Gesundheitsamtes in dem Gutachten, betreffend den Einfluß der Beschäftigung der Handlungsgesellen und Lehrlinge auf deren Gesundheit, vom 13. Oktober 1894 zutreffend sein, in dem das kaiserliche Gesundheitsamt ausführte:

„Einige Berichterstatter haben mit Recht geltend gemacht, daß den Handlungsgesellen und Lehrlingen, falls sie in dunklen Räumlichkeiten, u. a. in Kellergeschäften, die selbst am Tage künstlicher Beleuchtung bedürfen, beschäftigt werden, noch besondere Schädigungen erwachsen. Denn abgesehen davon, daß bei der Arbeit in solchen Räumen allmählich das Sehvermögen leidet, entbehren diese Geschäfte des bakterientötenden Einflusses des Sonnenlichtes, welcher, durch zahlreiche Versuche bewiesen, als tatsächlich vorhanden nicht angezweifelt werden darf. Sind also Krankheitskeime in solche Räume gelegentlich hineingelangt, so ist die Gefahr zu erkranken für die Insassen hier größer als anderswo. Es ist ferner zuzugeben, daß der Aufenthalt in Läden, deren Fußboden ungelichtet oder mit Fliesen belegt ist, in denen im Winter aus Rücksicht auf die feilgehaltenen Waren nicht geheizt wird, sowie in Geschäften, welche bei offener Tür verlaufen, in Hausfluren oder Buden aufgeschlagen sind, während der kalten Jahreszeit zuweilen die Ursachen für Rheumatismen, besonders häufig für Frostschäden bildet, was letzteres bereits von Ramazzini (vergl. B. Ramazzinis Abhandlung von den Krankheiten der Künstler und Handwerker, bearbeitet von Dr. Ackermann, 1788, Bd. II, S. 211) erwähnt ist.“

Ganz analog liegen die Verhältnisse im Fleischereigewerbe. Die Erkrankungen noch jugendlicher Personen an Rheumatismus deuten darauf hin, daß man es hier mit einer Gewerbekrankheit zu tun hat. Es dürfte auch ferner nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Betriebsräume vielfach — besonders ergeben dies die Berichte der Gewerbeinspektoren — sehr niedrig gelegen sind, daß die Betriebsräume feucht sind vielfach starke Rauchentwicklung, unangenehme Dünste vom Fleischschneiden in diesen schlecht angelegten und ungenügend ventilierten Betriebsräumen nicht der Gesundheit förderlich, sondern schädlich sein müssen.

Wenn das kaiserliche Gesundheitsamt einen großen Wert darauf legt, daß im Fleischereigewerbe auch sehr erhebliche Pausen eintreten, die die Schädigung der langen Arbeitszeit mildern, so muß demgegenüber auf den Standpunkt des kaiserlichen Gesundheitsamtes Bezug genommen werden, der in dem Gutachten über den Einfluß der Beschäftigung der Müllegesellen und Lehrlinge auf deren Gesundheit vom Jahre 1895 eingenommen wurde. Das kaiserliche Gesundheitsamt vertritt dabei folgenden nach Auffassung des Beirats für Arbeiterstatistik wohl auch dem Laien verständlichen und zutreffenden Standpunkt:

„Wenn auch die Arbeitsanforderung der Müllegesellen und Lehrlinge in den einzelnen Betrieben je nach der inneren Einrichtung und nach der Triebkraft des Werkes verschieden groß ist, so sind doch im allgemeinen, selbst in vervollkommenen Betrieben, Arbeitszeiten von der im Vorausgeschickten festgestellten langen Dauer als gesundheitschädigend zu bezeichnen, auch wenn man in Betracht zieht, daß die Zeiten des Betriebes durch solche, in denen das Werk still steht, unterbrochen werden. Der gesundheitliche Nutzen solcher Ruhezeiten bleibt bei der steten Wiederkehr zu hoher Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit schließlich hinter den durch diese geschaffenen Nachteilen zurück.“

Das was hier vom allgemeinen Standpunkte der Gewerbehygiene zutreffend hervorgehoben wird, kann für das Fleischereigewerbe nicht abgelehnt werden.

Der Beirat für Arbeiterstatistik sollte nach Würdigung der Erhebungen über die Arbeitszeit im Fleischereigewerbe im Gegenlag zu der Auffassung des kaiserl. Gesundheitsamtes zu der Auffassung kommen, daß durch die Erhebungen und im Hinblick auf frühere Gutachten des kaiserlichen Gesundheitsamtes allgemein gesundheitschädliche Folgen durch überlange Arbeitszeit im Fleischereigewerbe zu verzeichnen sind, deren Beseitigung erwünscht wäre.“

Genosse Schmidt macht schließlich folgende Vorschläge für das Fleischereigewerbe:
1. Der Beirat für Arbeiterstatistik würde es als wünschenswert erachten, wenn der Bundesrat von den Befugnissen des § 120e der Gewerbeordnung Gebrauch macht, um durch eine Verordnung einen Maximalarbeitszeit im Schlächtereigewerbe festzusetzen, der geeignet erscheint, besonders üble gesundheitschädliche Folgen

den Arbeitern dieses Berufes fernzuhalten oder doch zu mildern.

2. Nicht minder notwendig ist ein Verbot der Sonn- und Feiertagsarbeit im Schlächtereigewerbe. Ferner dürfte in Fabriken, die ausschließlich der Wurstfabrikation sich widmen oder in denen ein Teil des Betriebes der Wurstfabrikation ausschließlich dient, auch für diese die Arbeitsruhe an Sonn- und Festtagen durchführbar sein. Dagegen wird auch an Sonn- und Festtagen die Arbeit zu gestatten sein, die ein Verderben von Fleischwaren verhindern will und die der Transport und die Zubereitung der für den Sonntagsdetailhandel notwendigen Waren aus den Kühlräumen erfordert. Aber es wird anzuordnen sein, daß es vermieden wird, Arbeiten zu verrichten, die durch zweckmäßige Arbeitseinteilung noch am Sonnabend oder am Tage vor den Festtagen erledigt werden könnten. Die Arbeitszeit in Detailgeschäften dürfte an Sonn- und Festtagen auf drei Stunden zu beschränken sein.

3. Zu empfehlen wäre eine allgemeine Verordnung (§ 120e Abs. 1 der Gewerbeordnung) über Anlage der Betriebsräume und der Betriebsstätten, sowie eine Anordnung dahingehend, daß Schlaf- oder Wohnräume der im Betriebe beschäftigten Arbeiter nicht in unmittelbarer Nähe der Betriebsräume liegen dürfen, ferner eine dauernde wirksame Kontrolle in bezug auf die Sauberkeit und der sonst in der Fabrikation für notwendig erachteten sanitären Anforderungen.

4. Es dürfte sich empfehlen, durch Bundesratsverordnung die Bestimmungen der §§ 185—189 und 189b (Vorschriften für größere Fabriken) der Gewerbeordnung auch auf die nichtfabrikmäßigen Betriebe anzuwenden.

Dieser vom Genossen Schmidt vertretene Standpunkt wurde von den Regierungsvertretern entschieden bekämpft. Man stellte die Behauptung auf, die Betriebsräume im Fleischereigewerbe gäben zu Klagen keinen Anlaß, die Schlächtergesellen hätten Aussicht, schon früh selbständig zu werden. Deshalb erträgen die Arbeiter manche Beschwerden des Berufes leichter und wollten keine Änderung. Die Schlächtergesellen seien gut genährt, die Arbeit abwechselnd und deshalb nicht so schädlich als in anderen Berufen. Versucht wurde, das Gutachten des Reichsgesundheitsamtes zu verteidigen, ein Versuch, der gegenüber den offengelegten Widerprüchen des Gutachtens zu früheren Gutachten desselben Amtes mißling, wiewohl auch ein Vertreter des Reichsgesundheitsamtes sich bemühte, das Kind des Reichsgesundheitsamtes zu retten.

Bei den Reichstagsabgeordneten der bürgerlichen Parteien war von der großen sozialpolitischen Ara, die in letzter Zeit im Reichstage wiederholt angekündigt wurde, nichts zu verspüren. Herr Dr. Pachtke und Schack glänzten durch Abwesenheit; Freiherr Heyl zu Perunheim verließ nach einer halben Stunde die Sitzung. Dr. Pieper (Z.) empfahl für die Großbetriebe durch Bundesratsverordnung eine Regelung der Arbeitszeit durch Minimalruhepausen, für den Kleinbetrieb lehnte er eine gleiche Maßnahme ab. Zustimmung fand dagegen bei diesem Redner und bei Prof. Dize die Forderung des Verbots des Schlachtens am Sonntag. Zu den übrigen Forderungen, die vom Genossen Schmidt aufgestellt waren, wurde von den bürgerlichen Abgeordneten keine Stellung genommen. Nachdem Genosse Schmidt eingehend dargelegt hatte, wie unzutreffend die Lage der Arbeiter im Fleischereigewerbe von den Regierungsvertretern beurteilt wird, stimmte man den Vorschlägen des Referenten Ministerialrat Dr. Hänger zu. Damit dürften die Erhebungen kaum zu einer sozialpolitischen Maßnahme führen, denn die Vorschläge des Beirats für Arbeiterstatistik können diesen Anspruch nicht erheben. Allerdings sind die Arbeiter in diesem Berufe an dem Ergebnis nicht ganz unschuldig. Die moderne Arbeiterbewegung hat in diesem Gewerbe bisher nicht genügenden Fuß gefaßt und die Arbeiter, die dieser Bewegung fern stehen, haben fast ohne Ausnahme ihren eigenen Interessen ins Gesicht geschlagen.

Soziales und Parteileben.

Die Bewegung im Berliner Baugewerbe. Eine Generalversammlung der Berliner Illade des Zentralverbandes der Maurer befaßte sich wiederum eingehend mit der Tariffrage. Silberknecht führte u. a. aus, die Vertrauensmänner hätten am 4. Mai nochmals beraten, ob es nicht möglich sei, auf der Grundlage des Schiedsspruches einen Vertrag abzuschließen. Die Verbandsleitung habe den Standpunkt vertreten, daß es besser sei, den Schiedsspruch anzunehmen. Die Vertrauensmänner dagegen haben fast einstimmig erklärt, sie seien nicht in der Lage, den Mitgliedern die Annahme des Schiedsspruches zu empfehlen. Die Vertrauensmänner gingen davon aus, daß die Verkürzung der Arbeitszeit im Baugewerbe sowohl notwendig wie möglich ist. Immer größer wird die Entfernung zwischen der Wohnung des Arbeiters und der Arbeitsstätte. Die Arbeitszeit wird also durch den Weg nach und von der Arbeitsstätte immer mehr verlängert. Die fortgesetzte Steigerung der Arbeitsleistung nimmt die Kräfte des Arbeiters in immer höherem Maße in Anspruch. Im Interesse der Gesundheit des einzelnen Arbeiters, sowie im Interesse der Erhaltung der Volkskraft ist eine Verkürzung der Arbeitszeit eine dringende Notwendigkeit. Die Krankheitsstatistik ergibt, daß die Bauarbeiter in hohem Grade von Berufskrankheiten und Rheumatismus, Magen- und Darmleiden, Erkrankungen der Atmungsorgane, heimgesucht sind. Von allen Krankheiten gehören bei den Bauhilfsarbeitern 92 Proz., bei den Maurern 89 Proz., bei den Zimmerern 41 Prozent zu diesen Berufskrankheiten. Diese Angaben beziehen sich auf ganz Deutschland. In Berlin liegen die Verhältnisse noch ungünstiger, was der Redner an der Hand der Ortskrankenkassenstatistik der Berliner Maurer beweist. Was die angebliche Schädigung des Mittelstandes betrifft, die durch die Arbeiterforderungen entstehen soll, so muß darauf hingewiesen werden, daß der Mittelstand nicht durch die Forderungen der Arbeiter, sondern durch die Ausbreitung des Großkapitalismus im Baugewerbe zurückgedrängt wird. Der Großbetrieb mit seinen besseren Einrichtungen führt auch die größeren und besseren Arbeiten aus. In diesem Jahre werden etwa 40 pSt. aller Arbeiten von Großfirmen ausgeführt. Die Baukosten können auch nach Einführung des Achtstundentages innegehalten werden, wenn nur möglichst viele Arbeiter eingestellt und nötigenfalls Tag- und Nachtschichten eingeführt werden, wie schon heute vielfach geschieht. Die Vertrauensmänner haben natürlich auch die Frage der Konjunktur geprüft. Sie sind der Meinung, die Konjunktur in Berlin ist immer noch derart, daß an die erfolgreiche Durchführung einer Verkürzung der Arbeitszeit gedacht werden kann. Angesichts der Einmütigkeit in der Sitzung der Vertrauensmänner gaben die Organisationsleitungen ihren Widerstand auf und schlossen sich dem Wunsche der Vertrauensmänner an, der dahin geht, Herrn v. Schulz mitzuteilen, daß der Zentralverband der Maurer aber trotz nochmaliger Erwägung auch heute nicht in der Lage ist, den Schiedsspruch anzunehmen. Dieser Antrag der Vertrauensmänner wurde denn auch nach kurzer Diskussion von der Generalversammlung fast einstimmig ange-

nommen. — Freitag verließen die Unternehmer aber die Tariffrage.

Die Aussperrung im Berliner Baugewerbe ist am 10. Mai vom Verband der Berliner Baugewerke beschlossen worden. Obgleich die Bauarbeiter von ihrer zuerst hartnäckig festgehaltenen Forderung des Achtstundentages abgegangen sind und den Unternehmern insoweit entgegenkamen, als sie sich mit einer halbstündigen Arbeitszeitverkürzung begnügen wollten, die sie nicht einmal sofort, sondern im letzten Jahre des abzuschließenden Tarifes verlangen, halten die Unternehmer an dem Standpunkte fest, daß sie unter keinen Umständen eine Verkürzung der Arbeitszeit bewilligen wollen. In der Verammlung der Unternehmer wurde von dem Vorstehenden, Baumeister Feuer, erklärt, eine Verkürzung der Arbeitszeit sei nach allen früheren Beschlüssen der Arbeitgeber gänzlich ausgeschlossen. Nachdem die Arbeitnehmer wiederum beschlossen, an einer Verkürzung der Arbeitszeit festzuhalten, und die Leitungen ihrer Verbände ihre Ansicht geändert haben, bleibe den Arbeitgebern nur der Angriff übrig. Der Kampf werde schwer werden und könne sich lange hinauszuziehen. Geben die Arbeitnehmer innerhalb eines Monats nicht nach, so könne der Kampf, wie in der Holzindustrie, Monate lang andauern. Zu Verhandlungen seien die Arbeitgeber nach wie vor stets bereit. Aber um den Arbeitern nicht die Gelegenheit zu geben, bei Neuauflage der Verhandlungen zu verlangen, als ersten Hauptpunkt die Arbeitszeitverkürzung in den Vordergrund zu stellen, weil die Arbeitgeber sich mit dem Schiedsspruch und damit der Lohn-erhöhung einverstanden erklärt haben und diese Frage auscheiden würde, so handle man taktisch recht, wenn man die Annahme des Schiedsspruches zurückjage. Dies geschah denn auch und außerdem wurde beschlossen, am Sonnabend, 18. d. Mts., sämtliche Arbeitnehmer, also alle Maurer, Zimmerer und Bauhilfsarbeiter, zu entlassen, die Arbeit einzustellen und vorläufig keine Leute anzunehmen. Damit hat ein Kampf begonnen, der den acht- bis zehnfachen Umfang der Aussperrung in der Holzindustrie annehmen wird und dessen Dauer noch nicht abzusehen ist. Gerade zum Pfingstfest werden 40—50 000 fleißige Arbeiter auf die Straße geworfen, wird mit ihren Angehörigen die Einwohnerzahl einer modernen Großstadt vom Tisch der modernen Gesellschaft verworfen, weil sie eine moderne Kulturforderung vertreten? Kann die Gemeingefährlichkeit der privatkapitalistischen Produktionsweise besser erwiesen werden? Es dürfte sich empfehlen, schon jetzt auf die Fernhaltung des Zuguges von Berlin und Umgebung hinzuwirken.

Ein Kampf in der Holzindustrie. Unter dem Vorherrschaft des Magistrats v. Schulz, der erste Vorsitzende des Berliner Gewerbegerichts, wurde Sonnabend der Schiedsspruch für das Holzgewerbe gefällt. Es kommen in Frage 15 deutsche Städte, Berlin, Köln, Barmen, Düsseldorf, Spandau, Bernau, Lübeck, Dresden, Leipzig, Burg, Oldenburg, Halle, Guben, Görlitz und Kiel. Der Schiedsspruch sieht in der Hauptsache eine Verkürzung der Arbeitszeit und eine Lohn-erhöhung vor. Es wird angestrebt, allmählich zu einem Tarif für Deutschland zu gelangen. — Der für das Holzgewerbe gefällte Schiedsspruch des Berliner Gewerbegerichts lautet: 1. die Verträge laufen bis zum 12. Februar 1910. Etwasige Abänderungen haben spätestens 8 Monate vor Ablauf dieses Termins durch die Zentralvorstände zu erfolgen. 2. Verminderung der wöchentlichen Arbeitszeit findet vom 12. Februar 1909 ab, und zwar in Berlin auf 51 Stunden, in Leipzig und Dresden auf 52, Spandau 53, Halle, Guben und Görlitz auf 55, Barmen 56, Burg für Richter 54, für Drechsler sofort 55 1/2, ab 12. Februar 1909 auf 54 Stunden. Für Oldenburg, Bernau, Lübeck, Kiel, Düsseldorf und Köln bestehen betreffs Arbeitszeit besondere Verträge; 3. tritt eine Lohn-erhöhung ein, in Berlin z. B. sofort um 5 Proz. Die Wiederaufnahme der Arbeit ist den Vereinbarungen der Zentralvorstände überlassen. Der Arbeitgeberverband und der Holzarbeiterverband haben binnen sechs Tagen über Annahme oder Ablehnung des Schiedsspruches zu entscheiden.

Neue Metallarbeiter-Aussperrung in Sicht. Der Verein der Barmer Maschinenfabrikanten kündigte der „Köln. Volkszeitung“ zufolge allen Mitgliedern des Metallarbeiterverbandes zum 25. Mai, wenn der Zustand der 150 Riemenschlosser nicht bis zum 18. Mai beendet ist. Auch den Arbeitern in den übrigen Betriebszweigen soll gekündigt werden.

Allgemeine Aussperrung der Maler Sachsens in Sicht! Seit langem sind die sächsischen Scharfmacher im Malergewerbe bemüht, die Zwangsmaßnahmen aufzulösen und einen Zusammenschluß im Arbeitgeberverbande herbeizuführen, um die Scharfmacherpläne gegen die sächsische Gehilfenhaftigkeit, die mit außerordentlichem Erfolge in den letzten Jahren ihre Lohn- und Arbeitsbedingungen verbessert hat, durchzuführen zu können. Als Grund für die Aussperrung soll der Kampf im Malergewerbe in Leipzig herhalten. Dort befinden sich zur Zeit zirka 300 Maler im Auslande. Die Arbeitgeber wollen einfach den Termin des Ablaufs des Tarifs (bisher 1. April d. J.) abändern mit der zünftigen Motivierung, daß der von ihnen gewählte Ablaufstermin (13. Mai) ihnen günstiger liege. Die Verhandlungen über einen neuen Tarif zerbrachen sich an der Hartnäckigkeit der Unternehmer, die offenbar nur eine allgemeine Aussperrung herbeiführen wollten. Eine am Freitag vorletzter Woche in Leipzig stattgefundene Konferenz der Malermeister Sachsens hat sich nun mit dem Aussperrungsplan beschäftigt und ein Ultimatum dahingehend gestellt: Wenn bis zum 8. Mai der von den Unternehmern angebotene Tarif nicht von der Gehilfenchaft akzeptiert worden sei, die Aussperrung vorgenommen werde. Die Unternehmer haben offenbar das Bestreben, Tarife herbeizuführen, die an allen Orten zugleich ablaufen, während jetzt in den verschiedenen Orten verschiedene Fristen festgesetzt sind. Im Freitag fand wiederum eine Konferenz der Unternehmer statt, in der die Frage der Aussperrung entschieden werden sollte.

Sieben Stunden sollst du arbeiten, wenn du Regierungsbeamter bist! Die Arbeitszeit der Beamten der königlichen Regierung zu Erfurt ist nach einer Blättermeldung versuchsweise in der Zeit vom 1. Mai an bis September in der Weise geregelt worden, daß der Dienst von früh 8 Uhr bis nachmittags 3 Uhr dauert. Die Herren arbeiten also sieben Stunden hintereinander und haben dann Feierabend. Wir finden diese kurze Arbeitszeit an sich sehr vernünftig, verwunderlich bleibt nur, daß nicht auch an der Arbeiter in Staatsbetrieben dieselbe Rücksicht genossen, zum Beispiel die in Bahn- und sonstigen staatlichen Betrieben angestellten. Oder will man etwa behaupten, daß deren Arbeitsleistung geringer zu bewerten sei, als diejenige der Beamten auf den Bureaus? Und wie verhält sich diese Fürsorge für die eigenen Beamten zu der Haltung gewisser Kreise gegen die Bestrebungen der industriellen Arbeiterchaft auf Verkürzung der Arbeitszeit, die heute noch 10—12 Stunden und noch länger dauert, ohne daß auch nur die geringsten Anstalten getroffen werden, wenigstens den einheitlichen zehnstündigen Arbeitstag gesetzlich einzuführen? Ganz zu schweigen von dem Achtstundentag, den die Sozialdemokratie fordert, und dem Siebenstundentag, in dessen Gehilfenchaft schon eine stattliche Anzahl Beamte befindet! Statt dessen lehrt jeder Tag, daß die Bestrebungen der Arbeiterchaft auf

Verletzung der Arbeitszeit auch gerade in den Kreisen der Beamtenschaft auf den heftigsten Widerstand stießen, der sich in allerlei Verfügungen und Verbodungen äußert, die geeignet sind, das Koalitionsrecht der Arbeiter, mit dessen Hilfe sie allein die Verkürzung der Arbeitszeit erkämpfen können, illusorisch zu machen. In dem Siebenstundentag der königlichen Regierungsverordnungen mögen die Arbeiter sehen, wie berechtigt auch ihr Bestreben ist, mehr Zeit zu gewinnen für Erholung von ihrer schweren Arbeit sowohl, als auch für die Vervollständigung ihres Wissens, das dank der heutigen Volksschule leider ein noch recht lückenhaftes ist.

Ein Vordereinstieg aus England. Dem Parteivorstand ist ein Schreiben des Vorstandes der Sozialdemokratischen Föderation Englands vom 1. Mai zugegangen, worin mitgeteilt wird, daß der Vorstand der Föderation in seiner letzten Sitzung folgenden Beschluß gefaßt hat:

Der Vorstand der Sozialdemokratischen Föderation beklagt die Sozialdemokratische Partei Deutschlands herzlich zu der mit verklärter sozialistischer Stimmung erfolgten Wahl des Genossen Molkenbühr in den Reichstag an Stelle des verstorbenen Ignaz Auer, dessen Verlust für die internationale sozialistische Bewegung er tief betrauert.

Der Vorstand der Sozialdemokratischen Föderation beklagt dieses Wachstum der sozialistischen Stimmen gegen die Vereinigung aller anderen politischen Parteien, deren Stimmen abgenommen haben, mit Genugtuung als ein Zeichen, daß die politische Strömung sich bereits gegen den Regierungsbund zu wenden beginnt.

Zu Hinsicht auf die jetzt sowohl in Deutschland als in Großbritannien unternommenen Versuche, Zwiespalt zwischen den Völkern beider Länder zu säen, ergreift der Vorstand der Sozialdemokratischen Föderation diese Gelegenheit, um ihre deutschen Genossen zu versichern, daß die Sozialisten in Großbritannien sich mit allen ihren Kräften dem Beginn, Massenverbrechen und chauvinistische Gefühle zu erregen, widersetzen werden in dem Bewußtsein, daß die Sozialdemokraten Deutschlands dasselbe tun werden.

Die deutsche Sozialdemokratie erwidert die Gefühle der englischen Genossen und wird wie sie ihre Pflicht tun in der Bekämpfung der freien Versuche, die Völker Deutschlands und Englands gegen einander zu hehen.

Kulturträger.

Von Swan Rajin.

Langsam umfuhr der schlanke, weiße Dampfer das Vorgebirge von Sorrent und hielt auf Neapel zu.

„Wilhelm der Große“... sagte der Hotelwirt, welcher neben mir am Kai stand.

„Woher? fragte ich.“

„Aus Südafrika... Er bringt uns interessante Gäste.“

„Was für Gäste?“

„Fünf Deutsche... Sie haben sich telephonisch Zimmer bei mir reservieren lassen.“

„Ja, aber was ist an ihnen denn so besonders interessant?“

„Na erlauben Sie mal: Kulturträger... Solche reisen übrigens hier recht oft durch. Fahren hin — haben's kaum zum Bilet, aber nach einigen Jahren zurück — schon mit Vermögen... Eine wahre Goldgrube dort unten...“

„Welches ist wohl das beliebteste Reiseziel?“

„Transvaal, Deutschsüdafrika... überhaupt die deutschen Kolonien.“

Am Abend des nämlichen Tages hatte ich einen dieser Kulturträger als Tischnachbar. Es war ein großer, starker Mann mit offenem, kühnem, tiefsonnengebräuntem Gesicht. Obwohl der Ankommenling sich allem Anschein nach wenig in der sogenannten „ankständigen Gesellschaft“ bewegt hatte, trat er nichtsdestoweniger doch sehr sicher auf, bestellte laut beim Kellner Wein, aß mit Appetit, ohne sich zu genieren, und schänzte sich wichtig, zum größten Entsetzen der anwesenden Engländer. Neugierig betrachtete ich den interessanten Reisenden und seine ebenso interessanten, ebenso selbstbewußt auftretenden Gefährten, nach einem Anknüpfungspunkt suchend, um mich mit diesen Vorkämpfern bekannt zu machen, welche europäische Kultur in jene dunkle, von Gott verlassene Welt tragen. Ich brauchte nicht allzu lange zu warten. Nachdem er sich sattegeissen hatte, wandte sich mein Nachbar mit irgendeiner gleichgültigen Frage über Neapel an mich, ich antwortete, und die Unterhaltung war angeknüpft.

„Sie sind, wenn ich nicht irre, mit dem „Norddeutschen Lloyd“ gekommen?“ fragte ich.

„Ja, auf „Wilhelm dem Großen“...“

„So so... Von weit her?“

„Aus Südafrika. Aus unseren Kolonien.“

„Sind Sie dort geboren?“

„Nein, ich bin ein geborener Deutscher... Ganze acht Jahre bin ich dort unten gewesen — jetzt geht's nach Hause.“

„Sagen Sie, wie ist das Leben dort?“ fragte ich.

Die Deutschen blickten einander an.

„Ja, wie soll ich Ihnen das erklären?... Leben läßt es sich dort schon...“ antwortete mein Nachbar voll tiefer Überzeugung im Ton. „Im Anfang gefällt es einem freilich nicht, aber später geht es. Man gewöhnt sich und kommt sogar berart in Genuß, daß... habaha!... daß es einen gar nicht mehr nach Hause zieht!“

Seine Gefährten brachen in lautes Lachen aus.

„Na, das letztere ist wohl etwas übertrieben... bemerke einer von ihnen, der sich bisher sehr reserviert gezeigt hatte. Er war Offizier a. D., wie ich später erfuhr. „Über Leben läßt es sich schon dort unten... Hauptache ist nur, daß man alle die alten Gewohnheiten über Bord wirft. Überhaupt muß man das Leben ganz anders ansehen lernen, dann geht es schon.“

„Was für alte Gewohnheiten meinen Sie?“ fragte ich.

„Nun, alle. Das Leben dort unten ist rauh, wild, erfordert alle Kräfte, tiefe Aufmerksamkeit. Bestimmen, Schwanken — dazu ist dort keine Zeit.“

„Was treiben denn die Kolonisten in Südafrika hauptsächlich?“

„Alles. Sie können die Leute mit Licht juchen, die sich allein mit einer Sache beschäftigen,“ antwortete mein Nachbar, indem er die Ellbogen auf den Tisch legte und sein Weinglas heranzog. „Dort muß man alles können, Landwirtschaft, Branntweinhandel, Elefantenzucht, Straußzucht — alles muß man können, wenn es darauf ankommt... Ich zum Beispiel habe mit der Landwirtschaft angefangen. Zwei Jahre lang war ich Landwirt, bis ich mir etwas erspart hatte. Dann verkaufte ich das Land, ging mehr ins Innere und verlegte mich auf den Handel, Kaufen, verkaufen, wieder verkaufen. Mit den Negern wird man leicht handels-

eins...“

„Wie begannen zu lachen.“

„Höh!“ sagte einer, sein Glas erhebend.

„Proßt!“ erwiderten seine Kameraden.

Alle fünf leerten ihre Gläser und schänkten sie von neuem voll.

„Noch eine!“ rief mein Tischnachbar dem Kellner zu und deutete auf die leere Flasche.

Die Engländer standen plötzlich wie auf Kommando auf und entfernten sich demonstrativ. Die Deutschen begleiteten sie mit ihren spöttischen Blicken.

„Sagen Sie, bitte: ist das alles wahr, was unsere Zeitungen von der traurigen Lage der Schwarzen in den Kolonien berichten?“ begann ich wieder.

„Wieder blickten die Deutschen sich einander an.“

„Ach, Unsinn!“ rief mein Nachbar.

„Ja, aber sie bringen doch Tatsachen...“

„Und was folgt aus diesen Tatsachen?“ Wenn wir an der Stelle der Schwarzen wären, dann wäre die Lage traurig zu nennen — allerdings, aber man darf die Schwarzen doch nicht als Menschen ansehen wie unsereins...“

„Leider tun das die europäischen Zeitungen durch die Bank, und darin liegt der ganze Fehler...“

„Nun, ich wußte bisher nicht, daß es einen Unterschied zwischen Menschen und Menschen gibt...“ wandte ich ein.

„Habaha, Sie wußten nicht!“ ereiferte sich der Deutsche plötzlich. „Das ist eben das Unglück, daß hier niemand etwas von den dortigen Verhältnissen weiß, sich aber nichtsdettoweniger für berechtigt hält, darüber zu urteilen...“

„Sowie mal was passiert, sofort zeteren sämtliche Zeitungsschreiber: „Barbarei! Grausamkeit...““

„Fahren Sie doch mal hin, und Sie werden bald dahinter kommen, daß...“

Er wurde aus legend einem Grunde plötzlich sehr hitzig.

„Hier in Europa sieht über die „traurige Lage der Neger den Mund zerreißen, ist nicht schwer; aber dort, an Ort und Stelle, selbst handeln — das ist eine ganz andere Sache!“

„Ja, ja,“ nickten die Deutschen.

„Versuchen Sie's doch mal! Kommen Sie doch aus ohne diese... diese „Barbarei!“ Nicht 'ne Woche halten Sie's aus! Lebendig werden Sie von unseren Schwarzen „Brüdern“ aufgefressen...“

„Brüder!“ rief der Deutsche. „Nette Brüder! Nicht mal die Knochen würden sie von Ihrem weißen „Bruder“ übrig lassen!“

Seine Freunde lachten laut über diesen groben Witz.

„Ohne „Barbarei“ geht's dort unten nun mal nicht... Eine eiserne Hand ist die Hauptsache!“

„Was verstehen Sie unter eiserner Hand?“

„Nun, daß solch ein schwarzer Hund beständig vor mir zittert, daß er weiß: sein Leben ist in meine Hand gegeben — das verstehe ich darunter!“ antwortete der Deutsche, indem er seine mächtige Faust mit Nachdruck auf den Tisch legte.

„Daß er ohne Erlaubnis in meiner Gegenwart nicht zu atmen mag, daß er Tag und Nacht zittert — das verstehe ich darunter!“

„Und er... fügt sich diesem Regime?“ fragte ich, unwillkürlich betroffen.

„Wie sollte er sich denn nicht fügen?“ wunderte sich mein Tischnachbar naiv.

„Und was riskiert er, wenn...“

„Alles!“ schlug der Deutsche auf den Tisch. „Alles! Eine Kugel in den Schädel, das Dorf an allen vier Ecken angezündet und, läuft das Pack davon — eine Kugel hinterdrein!“

„Ja, ja, anders geht's nicht,“ verpflichteten die Deutschen bei.

„Der Kampf ums Dasein... Taten wir es nicht ihnen, täten sie es uns... ganz gewiß, anders geht's nicht!“

Ich erriet, daß alle diese Greuelthaten auch von ihnen begangen worden waren, und nicht bloß einmal. Ein Gefühl heftigen Abscheus entstand in mir vor dieser unverhüllten cynischen Brutalität, aber ich hielt an mich, um noch näher mit diesen Pionieren europäischer Kultur bekannt zu werden.

„Der ganze Fehler aller jener Leute, welche wie Sie über diese... habaha!... diese Grausamkeit zeter und Mordio schreien,“ fuhr mein Nachbar fort, „besteht darin, daß sie den Neger für einen eben solchen Menschen halten wie... zum Beispiel Sie oder mich.“

„Nun, ich denke, das ist auch in der Tat so?“ wunderte ich mich.

„Sie irren. Das ist durchaus nicht so...“ entgegnete eifrig der Kulturträger. „Ganz und gar nicht so!“

Der Neger ist kein Mensch, wird niemals ein Mensch werden... Er ist ein Stück Vieh. Das nur vor einem Respekt hat — vor der Peitsche!... Und ein Stück Vieh muß doch zu irgend etwas nützlich sein oder sich zum Teufel scheren...“

Wir ebnen die Wege für die Zivilisation, und zum Dank dafür schimpft man auf uns: „Barbaren! Bösewichter!“... habaha! Ohne uns wäre dort unten noch dieselbe Wüste und Einöde wie bei Erschaffung der Welt.“

„Ja, ja...“

„Wir haben Städte gegründet, wir haben Eisenbahnen angelegt, wir haben Handel und Ackerbau begonnen...“

„Jetzt gibt's da Zeitungen, Restaurants... sogar Theater!... habaha!...“

„Und das alles geben wir Euch ganz umsonst; nur eine Bedingung stellen wir: Ihr dürft Euch nicht hineinmischen!“

„Ja, ja...“

„Ihr dürft Euch nicht hineinmischen — das eine verlangen wir bloß weiter nichts!... Dann geht alles wie gewohnt... Auf Deutsch-Südafrika, hol' mich der Teufel!“

erhob er sein Glas. „Hoch!“

„Hoch! Hoch! Hoch!“

Alle leerten ihre Gläser.

„De, vit... noch eine Flasche!“ rief einer von ihnen.

„Auf alle diejenigen, welche für Deutsch-Südafrika nicht mit Worten, sondern mit Taten arbeiten — hoch!“

„Hoch! Hoch! Hoch!“

„Und sagen Sie: alles das, was Sie da erzählen, geschieht ganz offen?“

Die Deutschen wurden leicht verlegen.

„hm... hm... hm...“ räusperte sich der Offizier a. D. unentschieden. „Sehen Sie, Sie dürfen nicht glauben, daß alle diese Erscheinungen sozusagen täglich zu beobachten sind. In den Städten, an der Küste, können Sie oft ein ganzes Jahr leben, ohne etwas Derartiges zu sehen. Da ist das Leben sozusagen schon zivilisierter. Aber anderswo... zum Beispiel im Busch, wo man sie nur auf diese Weise in Zucht und Ordnung halten kann...“

„Ja, ja... mehr im Innern...“ lachten die Deutschen. „In der Freiheit!“

„Sie glauben gar nicht, auf was für komische Einfälle man dort bisweilen kommt, um diese schwarzen Teufel zur Vernunft zu bringen!“ lachte einer der Kulturträger, der soeben in gehobener Stimmung auf das Blühen und Gedeihen Deutsch-Südafrikas getrunken hatte und schon leicht berauscht war.

„Unlängst... im vergangenen Jahr... oder war es im vorvergangenen?... nein, doch im vergangenen... da wurden die Schwarzen wieder auffällig. Weiß der Teufel, was ihnen in den Kopf gefahren war!... Die Sache spielte sich im Innern des Landes ab... so mehr nach Marabele zu...“

„Kumbherum, Einöde, Busch. Wir — im ganzen waren unserer zehn Mann, Weiße, die Träger natürlich alle davongelaufen — verbarrikadierten uns in einer Schume. Wir sitzen und warten...“

„Sowie sich etwas Schwarzes zeigt, wir sofort „paß!“ und — kopfüber!...“

„Aber auch sie passen auf: einige waren schon mit Gewehren versehen. Was denken Sie?...“

„Zivilisation... habaha! Also wir auf sie, und sie auf uns — eine veritable Schlacht!“

Nur konnten sie uns zum Glück nicht sehen, während wir sie wie auf der flachen Hand vor uns hatten: in aller Gemütsruhe einen nach dem anderen aufs Korn zu nehmen... Abgesehen von uns haben sie doch den Schädel zerhackt... Wir sitzen einen Tag, zwei, drei, unser Proviant beginnt auf die Neige zu gehen — die Situation war nicht gerade amüsant... Und jene umspannen uns wie mit einem Ringe — an Entkommen gar nicht zu denken!... Da war nun ein Missionar bei uns... habaha!... der besetzte uns. Wir waren schon gefonnen, uns mit Gewalt durchzuschlagen — ganz gleich, meinetwegen sterben, zum Teufel! Aber der Missionar hatte eine bessere Idee. „Wartet!“ sagte er. „Ich werde die Sache schon machen.“... Also schön. Die Nacht kam, der Mond ging auf. Hell war es, gerade wie am Tage... Der Missionar bindet sich ein Bettlaken wie einen Ballon um Leib und Unterkörper, ein zweites zieht er über den Kopf und kriecht aufs Dach... Kriecht hinauf, stellt sich gerade in die Mitte und strebt, die Hände erhoben, als wenn er den Segen erteilen wollte. Von weitem gesehen wie ein Weib, sage ich Ihnen, wie vom Himmel heruntergeschmetert... Ganz weiß, im Mondschlein... Steht und steht... Plötzlich erheben jene ein Geschrei, immer lauter und lauter... Laufen zusammen, laufen hin und her, schreien... Was ist los?... Die Jungfrau! Die Jungfrau!... hören wir... habaha!... Haben es also bemerkt. „Die Jungfrau!“... Und nach allen Seiten auseinander.“

Alle lachten.

„Wofür hielten sie denn den Missionar?“ fragte ich.

„Na — für die Madonna!“ antwortete mein Nachbar.

„Also gibt es unter ihnen auch Christen?“

„Ja, natürlich... Namentlich unter denen, welche häufig mit Weibern in Verbindung kommen, unter den Trägern zum Beispiel... Das ist für sie eine Kleinigkeit... Manchmal lassen sich zehn Stück auf einmal kaufen, bloß für solch ein glänzendes Kreuzchen. Jetzt machen sie's nicht mehr so billig, aber früher konnte man alles haben, wenn man ihnen nur dieses Spielzeug gab!...“

„Nun, man taucht ihn, gibt ihm ein Kreuzchen, und der Christ ist fertig! Wie der Neger früher vor seinem Stück Holz gebetet hat, so betet er jetzt vor seinem Kreuzchen — nur der Name ist verändert...“

„Ja, wo war ich doch stehen geblieben?...“

„Nichtig! „Die Jungfrau! Die Jungfrau!“... Und nach allen Seiten auseinander!“

„Dachten also, die Madonna selbst wäre zu unserer Vereinerung erschienen...“

„Also sie nach allen Seiten aneinander, und wir im Lauffschritt hinterdrein!...“

„Unsere Madonna schwebt voraus und segnet alles... so hochheilig... habaha!... Na, wir waren gerettet...“

„Aber später, so nach zwei Wochen, erschienen wir plötzlich wieder bei ihnen mit einem ganzen Detachement Soldaten, um ihnen heimzuzahlen...“

„Na, da ging es ihnen so, daß...“

„Ja, ja“, unterbrach der Offizier a. D. und wechselte einen schnellen Blick mit seinem Gefährten. „Ohne das geht's nicht.“

„Was taten Sie mit ihnen?“ forschte ich sehr vorsichtig.

„Gingebend der Warnung des Offiziers war mein Tischnachbar plötzlich sehr reserviert.“

„Nun, natürlich bestrafen wir die Schuldigen...“

„Und wie wurden sie bestraft?“

„Ja, wie bestraft man?... Soll man sich noch an alles erinnern? Das Dorf, glaube ich, wurde verbrannt...“

zwei, drei aufgehängt...“

Ich begriff, daß nichts mehr aus ihm herauszubekommen war, und mir wurde schwer ums Herz: was für Grausamkeiten mochten in Wirklichkeit verübt sein? Ich erinnerte mich an alles, was ich früher von den Taten solcher Kulturträger gehört hatte, und von neuem erhob sich in mir ein Gefühl mißbilligenden Widerwillens gegen diese Leute.

Ich stand vom Tisch auf.

„Sie scheinen sich dafür zu interessieren“, sagte mein Nachbar, sich gleichfalls erhebend. „Wenn Sie auf mein Zimmer kommen wollen, kann ich Ihnen verschiedene Sachen zeigen, welche ich von dort unten mitbringe...“

Ich willigte ein. Wir begaben uns in das Zimmer des Deutschen, das zur Hälfte mit riesigen Kisten bestückt war.

„Der größte Teil der Sachen ist leider in diesen Kisten verpackt und läßt sich jetzt nicht gut herausholen“, erklärte er. „Aber verschiedene interessante Kleinigkeiten habe ich hier...“

Er öffnete einen großen Koffer und begann mir einige Seltenheiten zu zeigen: riesige Schmetterlinge in Kästen, eine ungewöhnlich schöne Schlange in Spiritus, ein prächtiges Antilopenhorn, zwei häßliche Götzenbilder, silberfarbene schöne Klätter irgend einer Pflanze, welche nach seiner Erklärung den Negern als Schreibtafelchen dienen, zwei Speere, einen mittelgroßen Schild, einen menschlichen Schädel mit Löchern in der Stirn und im Hinterhaupt.

„Ein Neger?“ fragte ich, unwillkürlich zusammenfassend.

„Ja“, antwortete er und beeilte sich, auf die Köcher deutend, hinzuzusehen. „Aber die stammen nicht von mir...“

Ich fand ihn schon so im Walde...“

Er brachte eine große Mappe zum Vorschein.

„Hier habe ich einige Photographien...“ begann er von neuem. „Das hier ist mein erstes Haus. Sehen Sie, wie klein ich angefangen habe? Ich mußte eben aushalten!...“

Das hier — die Karawane, ins Innere des Landes ziehend. Das bin ich — ähnlich?... Das hier — wir auf der Jagd. Sehen Sie nur, wieviel wir geschossen haben!...“

„Hier — wieder auf der Jagd. Das ist noch ein Exemplar, nicht?“

fragte er, mit dem Finger auf eine Photographie tippend, welche drei Weiße darstellte, die auf einem riesigen toten Elefanten saßen, umstanden von einigen mit Speeren und Flinten bewaffneten Negern. „Hier — wieder eine Karawane...“

Und hier — exotische Schönheiten...“

Er kicherte widerlich und reichte mir eine Photographie, auf der zwei vollständig nackte junge Negerinnen dargestellt waren. Die eine von ihnen machte transphante Anstrengungen, sich zur Seite zu wenden.

„Was ist das? Warum diese sonderbare Haltung?“

fragte ich.

„Ach, sie kehrt sich ab — schämt sich!... Noch schöner! Auch ein Weib! Hält sich womöglich für einen Menschen! Schämt sich... habaha!...“

„Zuletzt zierete sie sich — na, wir drohten ihr ein wenig und da...“

„Aber hier — andere...“

„Sehen Sie... Noch besser...“ sagte er und reichte mir lachend ein paar andere Photographien. „Aber wollen Sie schon gehen? Was ist Ihnen?“

Ich warf die Photographien auf den Tisch und vertiefte, ohne dem vermunderten Kulturträger zu antworten, hastig das Zimmer.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Steiling.
Verleger: L. H. Sch w a r k. Druck: F r i e d r. M e y e r u. Co.
Sämtlich in Lübeck.

Drucksachen jeder Art für Vereine, Handwerker und Gewerbetreibende werden sauber und pünktlich ausgeführt in der Buchdruckerei des Lübecker Volksboten.